Die

Komödianten.

Original-Roman

von

August Schrader.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Voigt & Zieger.
1862.

Herrn

Dr. Carl Grunert,

dem Meister deutscher Schauspielkunst,

gewidmet.

Erstes Kapitel.

Der Rekrut.

Die letzten Feldfrüchte waren eingebracht, der erste Reif bedeckte das Land. Ein starker Ostwind zog über das fruchtbare Thal, in welchem das stattliche Dorf Hochstädt liegt. Die untrüglichen Wetterpropheten, die Schäfer, sagten einen starken Winter voraus. Die Bäume waren schon völlig entlaubt und die frisch gezogenen Furchen vor Frost erstarrt. Die Landleute arbeiteten in den Häusern, Scheunen und Ställen, sie wollten sich von dem grimmigen Gaste nicht überraschen lassen.

Am nördlichen Rande des Dorfes, auf einer sanften Anhöhe, lag das Rittergut. Das Herrenhaus, von den Bauern Schloß genannt, ragte mit seinen zahlreichen Fenstern aus einem Birkenwäldchen empor, das die

ganze Hügelreihe bedeckte. Hinter dem Schlosse breitete sich ein großer, wohlgepflegter Park aus, der durch einen Fluß von den Feldern geschieden ward.

Der Besitzer des Ritterguts, ein Baron von Kirchhaus, war zugleich Landrath des Kreises und ein wegen seiner unbeugsamen Strenge gefürchteter Mann. Er kam nur, wenn es sein Amt erforderte, mit den Bauern in Berührung, die ihm so viel als möglich auszuweichen suchten.

Der nächste Nachbar des Barons war Albers, der reichste Insasse des Dorfs. Sein Ackerhof bestand aus stattlichen Gebäuden und die ihm zugehörige Feldmark kam der des Barons fast gleich. Albers, ein rüstiger Fünfziger, verwaltete seine ausgedehnten Besitzungen nur mit Hilfe seines Sohnes Friedemann und eines alten Hofmeisters, Herzog, der zugleich sein Freund war. Herzog war früher Domänenpächter gewesen, hatte durch die Ungunst der Verhältnisse sein Vermögen verloren und lebte nun seit zehn Jahren bei seinem Freunde Albers, der in ihm den braven Mann und tüchtigen Landwirth schätzte. Beide waren sich gegenseitig mit der Zeit unentbehrlich geworden; Albers unternahm Nichts ohne seinen Freund, und Herzog war stets so thätig, als ob er in seinem eigenen Interesse arbeitete. Die Domestiken liebten und achteten ihn, wie den eigenen Herrn. So hatte sich der Wohlstand des schlichten Landmanns von Jahr zu Jahr gemehrt,

und wenn einzelne Stimmen behaupteten, Albers sei vermögender als der Baron, so hatten sie Recht, denn der Baron hatte mit nicht unbedeutenden Schulden zu kämpfen.

Es war an einem Sonnabend. Albers kam zu Pferde aus seinem Forste, von wo er Holz abfahren ließ. Als er sein Pferd dem Knechte übergeben hatte, trat Herzog aus dem stattlichen Wohnhause. Der Hofmeister, wie er genannt ward, mochte vier bis fünfundfünfzig Jahre zählen; sein kurzgeschorenes Haar und sein voller Bart waren grau. Die hohe, markige Gestalt mit den großen, lebhaften Augen und kräftigen Bewegungen schien einem Vierziger anzugehören. Das wettergebräunte Gesicht, obwohl von unzähligen Furchen durchzogen, verrieth männliche Entschlossenheit und mildes Wohlwollen. Herzog war sehr einfach gekleidet: er trug einen runden Hut mit breiter Krämpe von grauem Filz einen kurzen Rock von braunem Düffel, der bis an den Hals fest zugeknöpft war, und hohe Wasserstiefel.

Albers war fast ebenso gekleidet, und da er auch dieselbe Statur hatte, würde eine Verwechselung Beider leicht gewesen sein, wenn der Gutsherr nicht bartlos gewesen wäre.

— Ist die Einquartierung schon angekommen? fragte Albers.

— Nein, antwortete Herzog; sie wird wohl nicht

lange mehr bleiben, fügte er hinzu, indem er seine Taschenuhr zog.

— Wie spät ist es?

— Fünf Uhr. Ich habe die große Stube in dem Scheunenhause einrichten lassen . . .

— Freund, hast Du auch bedacht, daß ein Unterofficier und zehn Mann angesagt sind?

— Die Gäste werden Platz genug finden, antwortete Herzog lächelnd; ich gönne den müden Burschen von Herzen Bequemlichkeit — sie werden auch morgen, an dem Ruhetage, zufrieden sein. Bin ich doch selbst Soldat gewesen und weiß, wie angenehm ein gutes Quartier ist. In der Küche trifft man schon Vorbereitungen zu dem Sonntagsbraten . . .

— Recht so, Herzog; ich habe meine Freude daran, wenn es den Leuten schmeckt.

Die Freunde gingen langsam dem Hause zu, das sich hinter einer Reihe blätterloser Kastanienbäume erhob. Zwischen den weißen Gardinen eines der Fenster des Erdgeschosses zeigte sich das reizende Köpfchen eines jungen Mädchens, das den Männern freundlich zunickte. Es war die Tochter des Gutsherrn.

— Guten Abend, Lottchen! rief der Vater, indem er stehen blieb und die Hände auf den Rücken legte.

Herzog zog grüßend seinen Hut.

Lottchen stand am Fenster und machte Notizen in ein Taschenbuch; sie wollte die letzten Strahlen der sinkenden Sonne noch benützen.

— Georg, sagte der Hofmeister, je älter Dein Lottchen wird, jemehr zeigt sich die Aehnlichkeit mit Deiner verstorbenen Frau.

— Es ist wahr! seufzte der Gutsherr. Aber nicht nur die Aehnlichkeit im Gesicht, sondern auch die im Charakter ist vorhanden. Die Tochter ist eben so brav als die Mutter, die mir der Himmel wohl noch ein Dutzend Jahre hätte lassen können.

Der Hofmeister beobachtete verstohlen den Freund, in dessen Zügen sich eine tiefe Wehmuth aussprach. Schon vor fünf Jahren hatte man die treue Gattin zu Grabe getragen, aber die Augen des Witwers wurden feucht, so oft er lebhaft an den schmerzlichen Verlust erinnert ward. Lottchen war, wie er sich ausdrückte, sein Augapfel und ihretwegen vorzüglich freuete er sich des Reichthums, mit dem ihn die Vorsehung gesegnet. Friedemann, der Sohn, war ihm zwar auch lieb, aber er hatte doch so Manches an dem Charakter und der Lebensweise desselben auszusetzen.

Das Geräusch starker Tritte hinderte die beiden Männer an der Fortsetzung des Gesprächs. Sie wandten sich: ein Trupp Rekruten, geführt von einem Unterofficier, zog über den großen Hof und machte auf das Commando des

Führers Halt vor dem Wohnhause. Herzog trat ihnen entgegen, empfing von dem Führer die Quartierbillets und ertheilte Anweisung über die Unterbringung der Gäste. Während dieser Zeit betrachtete Albers die angehenden Soldaten; alle waren schlanke, stattliche für die Garde bestimmte junge Leute. Ein Jeder trug sein kleines Bündel auf dem Rücken. Der Kleidung nach zu urtheilen gehörten die meisten dem Bauernstande an; nur zwei trugen bürgerliche Röcke. Der Abschied von Haus und Hof, von Eltern und Geschwistern schien den Burschen nicht schwer geworden zu sein oder sie hatten ihn schon vergessen, denn Alle musterten mit lachenden Mienen das reiche Gehöft, das ihnen einen angenehmen Ruhetag in Aussicht stellte. Einige, die das hübsche Lottchen am Fenster sahen, machten still ihre Bemerkungen. Plötzlich trat Albers dem Trupp näher; einer der beiden bürgerlich Gekleideten hatte seine besondere Aufmerksam erregt. Der junge Mann, dessen feines, ausdrucksvolles Gesicht sehr blaß war, sah still und traurig zur Erde; seine Haltung verrieth Schwäche, er schien zu zittern.

— Sind Sie krank? fragte der Gutsherr theilnehmend. Der Rekrut schlug seine großen Augen auf.

— Ich glaube, antwortete er. Es wird wohl vorübergehen, wenn ich einen Tag der Ruhe genossen.

Albers aber war anderer Meinung, denn die bläu-

lichen Lippen, die tiefliegenden, mattglänzenden Augen und das Beben aller Glieder des Rekruten deuteten eine ernste Krankheit an.

Der Nebenmann nahm das Wort.

— Ich habe es meinem Kameraden diesen Morgen schon angesehen, daß er leidet; aber er hört nicht auf meine Worte und schleppt sich gewaltsam fort. Er will M. erreichen; aber hier wird er wohl liegen bleiben müssen. Mein Herr, nehmen Sie sich des Kranken an.

Der Unterofficier und Herzog waren näher gekommen. Man sprach über den Fall. Der Kranke vermochte kaum noch sich aufrecht zu erhalten.

— Bonhorst, sind Sie krank? fragte der Unterofficier.

— Ja! antwortete jetzt der Rekrut, der leichenblaß geworden war.

— Man bringe den Kranken in unser Fremdenzimmer, befahl der mitleidige Gutsherr. Ein Bote soll den Arzt holen, auf der Stelle!

Die Gesunden suchten ihr Quartier auf; der Kranke ward nach dem Fremdenzimmer geführt, wo seiner ein bequemes Bett harrte.

Herzog redete den Unterofficier an.

— Sie nannten den Rekruten Bonhorst?

— Ja, mein Herr, antwortete artig der gebildete Soldat. In unserer Liste ist er als Leo Bonhorst aufgeführt.

— Leo? wiederholte der Hofmeister, seine Ubeerraschung unterdrückend.

— Ja!

— Wissen Sie Nichts weiter über ihn?

— Nur so viel, daß er sich vor seinen Kameraden durch Bildung auszeichnet, daß er in der Nähe von Koblenz heimathsgehörig ist und mit großer Unlust Soldat wird. Während des ganzen Marsches zeigte er einen schmerzlichen Verdruß, aber er beklagte sich nicht, und darum entging es mir, daß er krank ist. Unser Kompagnie-Arzt hat im nächsten Dorfe Quartier erhalten — ich werde ihn holen lassen.

Albers führte eine halbe Stunde später seinen Hausarzt, der im Dorfe wohnte, zu dem kranken Gaste. Das bequeme und mit ländlicher Eleganz eingerichtete Zimmer war mild erwärmt und beleuchtet. Lottchen, die den Rekruten durch das Fenster beobachtet, als er dem Hause zu geschwankt war, hatte ausdrücklich eine Magd zur Bedienung des Fremden bestimmt. Das Bett stand in einem Alkoven, dessen Vorhänge geöffnet waren. Der Arzt, ein bejahrter Mann, trat hinzu, und ergriff die Hand des Kranken, der in einem unruhigen Schlummer lag. Nachdem er ihn eine Zeit lang beobachtet, sah er den Gutsherrn mit Blicken an, die ernste Befürchtungen ausdrückten.

Der Kranke zuckte heftig zusammen und fuhr mit beiden Händen nach dem Kofe. Dann seufzte er tief und schwer

— Mutter! Mutter! rief er leise, ohne die Augen zu öffnen. Ich werde Dich wohl nicht wiedersehen! Mir brennt der Kopf, die Augen schmerzen — Mutter, liebe Mutter, Gott mag für Dich sorgen, ich vermag es nicht — man zwingt mich, Soldat zu werden . . . Fahre hin, Du schöne Kunst, fügte er leise hinzu — ich soll Dir nicht nachhangen, soll nicht verdienen, um mein Mütterchen zu unterstützen, dessen Lebensaufgabe es gewesen, mich ausbilden zu lassen. Mutter, Du hast für mich gedarbt . . . und ich kann es Dir nicht vergelten! O, daß ich mein Joch abschütteln könnte! Das eiserne, fürchterliche Joch!

Schaudernd sank der Kranke in seine Kissen zurück.

— Es ist klar, flüsterte der Arzt, der junge Mann erliegt einer heftigen Gemüthserregung. Ich fürchte, daß sich eine nervöse Krankheit ausbildet. Morgen wird es mir möglich sein, einen bestimmten Ausspruch abzugeben. Für diese Nacht mag eine Wärterin bei dem Kranken wachen. Wenn der Tag graut, werde ich wieder hier sein.

Einer alten Bäuerin, die als Magd auf dem Gute diente, ward der junge Mann nun übergeben. Lene, so hieß diese Magd, versicherte, daß sie mit der Krankenpflege vertraut sei und es an Nichts fehlen lassen werde.

Bei dem Abendessen, an dem, wie stets, Lottchen und

Herzog theilnahmen, erzählte Albers die Aeußerungen des kranken Gastes. Das junge Mädchen, das aufmerksam zugehört hatte, rief entrüstet aus:

— Das ist mehr als Unrecht! Es giebt ja Menschen genug, die den Soldatenrock anziehen können, ohne Etwas zu versäumen. Jenen Leo Bonhorst sollte man doch frei lassen, damit er für seine Mutter sorgen könne, die ohne ihn vielleicht darben muß. Die arme Frau hat unter Noth und Entbehrungen den Sohn erzogen, hofft jetzt eine Stütze an ihm zu haben — nun holt ihn sich der Landesherr.

— Mein liebes Kind, sagte lächelnd der Vater, Deine Entrüstung kommt zwar aus einem guten Herzen, das warm für das Wohl der Nebenmenschen schlägt; aber, nimm mir es nicht übel, von Staatsangelegenheiten verstehst Du Nichts, und es ist dies auch nicht zu verlangen. Das Kriegsheer, das uns viel Geld kostet, ist eine politische Nothwendigkeit. Was wäre unser Staat ohne dies Heer? Soldat muß ein Jeder werden — ich bin es gewesen, und Dein Bruder Friedemann hat ebenfalls gedient. Hast Du Dich nicht gefreut, wenn der schmucke Soldat auf Urlaub kam? Hast Du nicht oft gewünscht, ein Mann zu sein, damit Du Soldat werden könntest?

Lottchen ließ sich nicht abweisen.

— O, ich leugne es nicht, rief sie eifrig, in der bunten Uniform steckt ein gewisser Reiz und eine große Parade mit

rauschender Musik erfreut Auge und Ohr; aber solche Schauspiele sollte man nicht auf Unkosten armer Leute herstellen. Als mein Bruder zur Armee mußte, gabst Du ihm eine wohlgefüllte Börse, engagirtest einen Verwalter, der die Stelle Friedemann's einnahm, und die Sache war abgethan. Der Herr Soldat führte zwei Jahre lang ein flottes Leben in der Stadt und unsere Oeconomie hatte guten Fortgang. Was beginnt aber die arme Mutter jenes Rekruten, die vielleicht recht glücklich geworden wäre, wenn sie ihren Sohn behalten hätte? Sie weint, jammert und hungert. Der Sohn ist, weil er gezwungen dem Kalbfelle folgt, ein schlechter Soldat, während er, wenn er seiner Neigung hätte nachgehen können, der menschlichen Gesellschaft nützlich geworden wäre. Das ist meine Ansicht, und diese Ansicht lasse ich mir nicht nehmen.

Das hübsche Lottchen war roth geworden vor Erregung.

— Du hast Recht und sollst auch Recht behalten, sagte der Vater. Aber vergiß die Pflege des Kranken nicht . .

— Ich werde für ihn sorgen, als ob er mein Bruder wäre.

— Natürlich, ohne sein Zimmer zu betreten.

— Warum denn?

— Weil der Arzt ein Nervenfieber fürchtet. Das ist eine böse, ansteckende Krankheit.

Die Tochter schwieg, wie es schien, erschreckt; sie bediente zwar nach ihrer Gewohnheit die beiden Männer freundlich, aber sie nahm an dem Gespräche nicht mehr Theil. Eine schmerzliche Erinnerung war in ihr wach geworden, die Erinnerung an die Mutter, die an dem Nervenfieber gestorben war. Damals hatte man ihr gesagt, daß diese Krankheit eine der gefährlichsten sei und selten gut ausginge.

— Wo bleibt Friedemann? fragte der Gutsherr, indem er aufstand und zu seiner Abendpfeife griff.

Lottchen sah den Hofmeister bittend an. Herzog verstand diesen Blick, denn er antwortete:

— Dein Sohn, Georg, wird die Teichmühle auf dem Rückwege aus dem Felde besuchen. Du weißt, der Sohn des Müllers gehört zu Friedemann's Bekannten . . .

Der Alte runzelte die Stirn.

— Ja, ja, die Mühle! Es ist acht Uhr vorüber. Wie kannst Du wissen, Herzog . . .

— Ich habe davon gesprochen, daß bei dem Müller angefragt werden solle, wann er einen Mahlgang auf zwei Tage für uns frei hat. Nun glaube ich, daß Friedemann die Anfrage besorgt. Er könnte zwar schon heimgekehrt sein, aber wie gesagt, der Sohn des Müllers ist sein Freund vom Militair her, und Beide sehen sich selten.

Lottchen hatte mit der Magd, die den Tisch abgeräumt,

das Zimmer verlassen. Albers, der seine Pfeife angezündet, ging einige Augenblicke schmauchend auf und ab, dann blieb er stehen.

— Ernst, sagte er unmuthig, Friedemann gefällt mir nicht; ich kann das unordentliche Leben, das der junge Mensch führt, nicht länger mit ansehen. Um die Oeconomie kümmert er sich nur, wenn er Lust hat, zu den Mahlzeiten kommt er, wenn es ihm gefällig ist, und Morgens steht er spät auf, weil er Abends spät zu Bette geht. Die Leute in der Stadt mögen die Ordnung der Stunden verrücken; hier auf dem Lande muß man sich der Sitte fügen, die von unserm Geschäfte unzertrennlich ist. Wenn wir dem Jungen nicht gehörig auf die Finger passen, wird er ein schlechter Landwirth, der das mühsam erworbene Vermögen seines Vaters leichtsinnig vergeudet. Ich habe ihm in Güte Vorstellungen gemacht — jetzt ist meine Geduld zu Ende.

— Freund, ein Junge muß sich die Hörner abstoßen.

— Ganz recht, Herzog; wir haben auch unsere Flegeljahre gehabt. Aber bei meinem Friedemann dauern diese Jahre zu lange. Er ist Soldat gewesen, zählt jetzt vierundzwanzig — nun, bei meiner armen Seele, da kann er sich die Hörner wohl abgestoßen haben. Der Winter ist vor der Thür, der Beschäftigung ist wenig, Friedemann muß nützliche Studien vornehmen. Dort oben steht die schöne

Bibliothek — Schiller, Herder, Göthe, Wieland, Lessing, Klopstock und wie unsere Dichter alle heißen — keiner fehlt — sieht der Junge wohl ein Buch an? Das muß anders werden!

Herzog legte die Hände auf den Rücken und ging neben dem Freunde durch das geräumige Zimmer, das eine große Astral-Lampe hell erleuchtete.

— Du hast Recht, Georg, sagte er, ich pflichte Dir völlig bei; aber Eins gebe ich Dir zu bedenken bei dem Urtheile über Friedemann.

— Was denn? fragte Albers.

— Dein Sohn hat auf dem Gymnasium in der Stadt das Abiturienten-Examen gemacht.

— Worüber ich mich gefreut habe.

— Statt ihn zur Universität zu schicken, nahmst Du ihn zu Dir.

— Weil mein Erbe ein Landwirth sein muß.

— Aber Friedemann hat keine Neigung zur Oeconomie. Das ist's, was ich Dir zu bedenken gebe. Ein aufgedrungener Stand ist und bleibt ein unglückliches Ding, wie täglich die Erfahrung lehrt. Wäre Friedemann Jurist geworden, wozu er Lust zeigte, ich glaube, er hätte Tüchtiges geleistet.

Albers blieb stehen und rief mit zuckenden Lippen:

— Vor Advocaten und Bettelbrod bewahre uns, lieber

Herregott! Nein, fügte er heftig hinzu, wäre mein Sohn ein Rechtsverdreher geworden, ich hätte ihn enterbt, so lieb ich ihn habe. Du kennst meine Abneigung gegen diesen Stand, weißt, wie ich darüber denke und hast selbst gesehen, wie mir Advocaten, Actuare, Rechtsanwälte, Gerichtsdirektoren, Räthe und wie diese Menschen, welche die von Gott eingesetzte Obrigkeit vorstellen, alle heißen, mitgespielt haben. Der letzte Prozeß mit dem Baron kostet dreitausend Thaler, und ich habe ihn, trotzdem das gute Recht auf meiner Seite ist, verloren. Man bleibe mir mit den Juristen vom Halse; sie sind eine Plage für den rechtlichen Bürger, der sich im Schweiße seines Angesichts nährt und dem Staate Steuern bezahlt. Darum, und vorzüglich darum habe ich meinen Jungen nicht zur Universität geschickt. Ich weiß es, Herzog, Du hast den Friedemann so lieb, als ob er Dein eigener Sohn wäre, Du willst ihn schonend behandelt wissen und trittst ihm, wenn es sein muß, die Brücke — aber antworte mir offen und ehrlich: können wir dem Treiben des Burschen länger mit zusehen? Können wir dulden, daß er sich auf das Vermögen seines Vaters verläßt? Ist es nicht unsere Pflicht, daß wir seinem Leben eine bestimmte Richtung geben?

— Du hast Recht, Georg, vollkommen Recht. Aber, mir und Deinem Sohne zu Liebe, greife die Sache mit Ruhe an und folge nicht Deiner Aufwallung. Wie

ich Dir oft gesagt: Friedemann ist von Herzen gut und verdient, daß man ihn rücksichtsvoll behandelt. Fehlt er, so fehlt er aus Leichtsinn oder richtiger gesagt, aus jugendlichem Uebermuthe. Hast Du ihn gesehen, wie er diesen Nachmittag seinen Rappen bestieg und wie ein Kavallerie-Officier aus dem Thore sprengte? In der ganzen Gegend giebt es keinen gewandtern Reiter als unsern Friedemann.

Der Gutsherr unterbrach seinen Freund und Hofmeister mit den Worten:

— Schließe Deine Lobrede, Alter, heute bin ich unempfindlich wie ein Stein und lasse mich in meinem Vorsatze durchaus nicht beirren. Je länger ich schwach bin, jemehr reißt die Unordnung bei Friedemann ein.

Herzog wußte aus Erfahrung, wie er den Freund zu nehmen hatte.

— Nun, fragte er ruhig, was für einen Vorsatz hast Du denn gefaßt?

— Du sollst ihn hören: sage meinem Sohne — und weil ich rücksichtsvoll verfahren will, gebe ich Dir den Auftrag — sage ihm also, daß er nicht wie ein Don Juan durch die Gegend streife und den Bauermädeln die Cour mache . . . nicht wahr, ich bin gut unterrichtet? Sage ihm, daß er sich um die Wirthschaft kümmere, daß er Mittags und Abends pünktlich zu Tische komme, daß er am Tage unter Deiner Leitung in der Rechnungsstube ar-

beite und die nun beginnenden langen Winterabende in unserer Gesellschaft zubringe, oder sich durch Lesen guter Bücher unterhalte.

— Gut, ich werde es ihm sagen.

— Fügt er sich dieser Anordnung nicht, setzt er sein Vagebundenleben fort, so soll er wieder zu seinem Husaren-Regimente gehen, damit man ihm dort zeige, was Ordnung ist, oder ich sage mich von ihm los. Ihm bleibt also die Wahl zwischen dem Landwirthe und dem Husaren. Du siehst, Freund, daß ich ihm meinen Stand nicht aufdränge. Dabei bleibt es, Punktum!

Herzog nickte mit dem Kopfe und schwieg. Ihm hatte längst geahnt, daß die Geduld des Alten zu Ende gehen würde. Der Auftrag, der ihm geworden, kam ihm gelegen, er konnte nun durch Güte und durch Zureden vermitteln. Das nun folgende Gespräch, das sich um Wirthschaftsangelegenheiten drehete, ward durch Hufschläge im Hofe unterbrochen.

Lottchen trat rasch ein. Als sie den Vater ernst durch das Zimmer schreiten sah, flüsterte sie dem Hofmeister zu:

— Friedemann kommt.

— Es ist gut! flüsterte Herzog zurück.

— Wie es scheint, ist ein Gewitter im Anzuge.

— Für diesen Abend nicht. Wir sprechen später darüber.

Da ward die Thür geöffnet und Friedemann trat ein.

— Guten Abend, Vater! grüßte er unbefangen und heiter, indem er die glänzende Reitpeitsche in eine Ecke warf und dem Alten die Hand reichte.

— Guten Abend! antwortete Albers kalt.

Es fiel dieser Ton nicht auf, da der Vater ihn oft anschlug. Friedemann kümmerte sich nicht darum, er richtete ruhig die Worte an den Hofmeister:

— Der Teichmüller erwartet übermorgen das Korn und kann zwei Tage mahlen. Sollte uns diese Zeit nicht passen, so müssen wir morgen absagen lassen.

Des Vaters Gesicht ward heiter. Friedemann war also wirklich in der Mühle gewesen und Herzog hatte ihn nicht durch eine leere Phrase aus der Verlegenheit ziehen wollen.

Der junge Albers war ein stattlicher Mann; bei seinem schönen und kräftigen Wuchse besaß er eine angeborene Eleganz, die alle seine Bewegungen ungezwungen und edel erscheinen ließ. Er glich, wie Herzog ganz richtig bemerkt hatte, einem Kavallerie-Officier in Civilkleidern. Das gelockte dunkelbranne Haar und der krause Bart über der Oberlippe standen ihm vortrefflich. Sein blaues Auge war groß, intelligent und feurig. Der grüne Jagdrock schloß eine breite Brust und schlanke Taille ein. Zu diesen Vorzügen gesellte sich ein schönes, klangvolles Organ; Friedemann

besaß eine weiche, und dennoch kräftige männliche Stimme, die nicht nur auffiel, sondern auch zum Herzen sprach. Seine Sprache war Gesang. Die Töne schienen eine Resonanz in der gewölbten Brust zu finden. Die gediegene Schulbildung, die Friedemann genossen, setzte ihn in den Stand, nicht allein schön, sondern auch gut zu sprechen, und nie hörte man von ihm triviale Gemeinplätze oder wohl gar grammatische Fehler. Der junge Landwirth war stets bemüht, ein reines und korrektes Deutsch zu reden, er pflegte die Sprache mit derselben Sorgfalt wie seine Toilette, die einfach, aber stets geschmackvoll war. Wir werden bald den Grund dieser Sorgfalt erfahren.

Lottchen, ein reizendes und naives Mädchen, das dem Ortspfarrer eine für ihren Stand ungewöhnliche Bildung verdankte, hatte an dem stattlichen Bruder nicht nur ihre Freude, sie war auch stolz auf ihn. Sie erfüllte gern seine Wünsche, sorgte mit schwesterlicher Liebe für ihn und kannte alle seine kleinen Eigenheiten, die sie ihm um so lieber verzieh, als sie selbst Gefallen daran fand. Herzog stimmte ihr in der Regel bei, und war er ja einmal anderer Meinung in Bezug auf den Bruder, so brauchte Lottchen nur zu schmollen, und der Graukopf ward auf der Stelle bekehrt. Friedemann hatte oft gesagt, Herzog stehe unter dem Pantoffel seiner Schwester. So hatte die Liebe dem gestrengen Vater eine Coalition gebildet, welche sich die harmlose

Aufgabe gestellt, den häuslichen Frieden zu erhalten. Vater Albers erfuhr Manches nicht, was ihn zum Zorne gereizt hätte, und spielte der Zufall einmal den Verräther, so hatten Lottchen und Herzog so viel Milderungsgründe bei der Hand, daß der Alte sich schweigend zurückzog.

Lottchen servirte dem Bruder das Abendessen und der hungrige Friedemann ließ es sich vortrefflich schmecken. Albers blieb für diesen Abend ein Brummbär; er nahm die Zeitungen, die ein Knecht von dem Pfarrer geholt hatte, und begann nun zu lesen, wobei er seiner langen Pfeife große Rauchwolken entlockte. Es war kein gutes Zeichen, wenn er so gewaltig rauchte, daß er wie in Nebel eingehüllt erschien. Die Coalitton wußte das, schwieg und sah sich mit fragenden Blicken an. Man mußte den zürnenden Vulkan austoben lassen.

Nach Tische suchte Herzog sein Lottchen in der Küche auf, um ihr die Aeußerungen des Vaters mitzutheilen.

— Wie, rief sie erschreckt aus, einen Don Juan hat er ihn genannt!

— Es ist wahr, murmelte Herzog, Friedemann treibt seinen Scherz mit den Bauermädchen, die ihm gefallen; aber nach meiner Ansicht geht er nie so weit, daß er sich dabei kompromittirt. Als diesen Mittag des Schäfers Liese die Hammel austrieb, nannte er sie die Jungfrau von Orleans, kniff ihr leicht die frische Wange und rief ihr nach: „Ja,

heilig Mädchen, führe Du mein Heer, und seine Fürsten sollen Dir gehorchen!" Ich mußte lachen über den tollen Einfall.

— Vetter Herzog, rief Lottchen, das ist kein toller Einfall, das ist ein Vers aus Schiller's Jungfrau von Orleans.

— Wie, das wissen Sie, kleine Hexe? fragte erstaunt der ofmeister.

— Natürlich, weil ich Schiller's Werke lese! antwortete Lottchen, ein wenig verlegen. Man muß doch den größten deutschen Dichter kennen lernen. Den Scherz mit Schäfer-Lieschen nehme ich dem Bruder nicht übel. Aber, Vetter, beantworten Sie mir eine Frage.

— Gern, mein liebes Kind.

— Der Vater hat Friedemann, wie Sie sagen, einen Don Juan genannt.

— Diesen Abend.

— Was will er damit sagen?

— Ah, viel, sehr viel, mein gutes Lottchen! Don Juan war ein leichtfertiger, spanischer Ritter, der den Mädchen nachstellte und sie in's Unglück brachte. Dieser Ritter war so berühmt, oder vielmehr berüchtigt, daß man noch heutigen Tages . . .

— Es ist gut, Vetter, ich weiß genug! unterbrach ihn Lottchen. Diesen Namen verdient mein Bruder nicht, ich

kenne ihn besser — aber ich weiß auch, wer dem Vater solche Dinge in den Kopf gesetzt hat.

— Nun, und wer denn?

— Der alte Pfarrer, der nur will, daß wir in dem Gesangbuche und in der Bibel lesen sollen, und ausnahmsweise den Herder und Klopstock. Er hat diesen Morgen, während Sie auf dem Felde waren, dem Vater einen Besuch abgestattet.

Herzog schüttelte nachdenklich den Kopf.

— Bei dieser Gelegenheit, fuhr Lottchen fort, wird es arg über Friedemann hergegangen sein, der sich der besondern Vorliebe des Herrn Pastors nicht gerade zu erfreuen hat, das steht fest; die üble Laune, die der Vater heute Abend hat, ist von der bekannten Seite her angeblasen. Der Pfarrer ist mein Lehrer gewesen, aber ich mag ihn gar nicht mehr leiden. Solche Hetzereien in den Familien können großen Schaden anrichten.

In diesem Augenblicke kam Friedemann. Er fragte, was der Gesang in dem Scheunenhause bedeute.

— Du bist ein sauberer Verwalter, schalt Lottchen; weißt nicht einmal, daß wir Einquartierung haben.

— Einquartierung? fragte überrascht der junge Mann.

— Friedemann, begann ernst der Hofmeister, Sie wissen, daß ich es gut mit Ihnen meine, darum hören Sie meinen Rath. Nehmen Sie sich der Wirthschaft eifriger

an, studiren Sie Agricultur und arbeiten Sie regelmäßig mit mir. Der Winter ist vor der Thür, in den Feldern giebt es keine Beschäftigung mehr —

— Herr Hofmeister! rief eine zitternde Stimme.

— Was giebt's? fragte Herzog.

— Lene, wie Du uns erschreckst! zürnte Lottchen. Man hat keinen Schritt von Dir gehört, und doch stehst Du mitten unter uns.

Die alte Magd zitterte am ganzen Körper.

— Ich habe in der Eile meine Pantoffeln vergessen! antwortete sie mit lallender Stimme.

— Warum denn? fragte Friedemann. Ist es nicht richtig im Hause? Zeigt sich ein Gespenst? Voran, Weib, daß ich das Ungethüm banne!

Die schöne Stimme des jungen Mannes, welche diese Worte pathetisch gesprochen, klang hell durch den weiten Raum der gewölbten Küche. Ein strafender Blick Lottchens traf den Deklamator, der seinen Arm um den Hals des Hofmeisters gelegt hatte.

— Sprich, Lene! ermahnte die Tochter vom Hause.

— Ich bin nicht ängstlich, sagte Lene, und vor Kranken habe ich gar keine Furcht; aber der da oben spricht so gräßliche Worte, daß ich sie nicht länger mit anhören konnte. Er lästert Gott und die Welt, spricht leise und laut, lacht und weint und singt und betet. Wenn ich ihn

beruhigen will, sieht er mich starr an und greift mit der Hand nach meinem Kopfe. So ein Mensch ist mir noch nicht vorgekommen. Wie gesagt, ich habe es nicht länger aushalten können.

— Von wem ist die Rede? fragte Friedemann.

Herzog gab in wenig Worten Aufklärung und fügte hinzu, daß der Rekrut an einer nervösen Krankheit leide. Friedemann wollte fort.

— Laßt mich den Gast sehen! rief er.

Das erschreckte Lottchen mahnte zur Vorsicht und bat den Hofmeister, in das Krankenzimmer zu gehen, damit der Patient nicht ohne Aufsicht bleibe. Der kleine Zug setzte sich in Bewegung die Treppe zu dem ersten Stocke hinan, in welchem das Gastzimmer lag. Voran ging Lene auf Strümpfen, eine große Zinnlampe tragend. Dann kamen Herzog und Friedemmann. In einiger Entfernung folgte Lottchen, die durch die Thüre beobachten wollte, denn der junge Rekrut mit dem schönen bleichen Gesichte hatte ihr ganzes Interesse erregt. Die gutmüthige Jungfrau würde sich zwar eines jeden Andern auch mildthätig angenommen haben, da die christliche Nächstenliebe sich ihrem Herzen tief eingeprägt; für diesen aber war sie ganz besonders besorgt und sie machte sich im Stillen Vorwürfe, daß sie den Leidenden zwei Stunden lang hatte vergessen können. Sie zitterte vor Erregung und Besorgniß. Nach

dem, was sie bis jetzt gehört, mußte der junge Mann sehr krank sein. Und da lag er nun, getrennt von der Mutter, an der sein Herz in kindlicher Liebe hing. Wenn ihm nur nicht schon in der kurzen Abwesenheit der Wärterin ein Unglück zugestoßen war. Lottchen war recht böse auf die alte Lene, daß sie das Krankenbett verlassen hatte. Der Rekrut lag indeß ganz ruhig in seinem Bette, als Lene die Vorhänge zurückschob, damit die beiden Männer ihn sehen konnten. Sein langes dunkeles Haar hing wirr über die todtbleiche Stirn, seine Augen waren geschlossen und seine leise zitternden Hände hatten sich wie zum Gebete gefaltet. Auf der Brust bemerkte man eine kleine Kapsel, die durch eine schwarze Schnur an dem Halse befestigt ward. Das Hemd, das der Kranke trug, war sauber weiß und von der feinsten Leinwand. Die alte Lene, die Kennerin war, hatte dies längst erkannt, und der Rekrut, der solche Wäsche trug, war in ihrer Achtung gestiegen.

— Er schläft! flüsterte Herzog.

Dann neigte er sich über das Bett und betrachtete aufmerksam den Kranken. Leise berührte er die Kapsel und wandte sie um, daß er die andere Seite sehen konnte. Wäre Friedemann nicht völlig in dem Anschauen des schönen Kopfes des Fremden versunken gewesen, so hätte er sehen müssen, wie Herzog zusammenzuckte, wie er bewegt die kleine goldene Kapsel betrachtete, sie vorsichtig nieder-

legte und sich mühsam, als ob er sich nicht von ihr trennen könnte, emporrichtete. Dann fuhr er mit der Hand über die Augen und unterdrückte einen Seufzer, der gewaltsam seiner Brust sich entwinden wollte. Es mußte etwas Ungewöhnliches in dem alten Manne vorgehen, das er seinen Begleitern zu verbergen bemüht war.

— Lene, flüsterte Friedemann, tritt mit dem Lichte bei Seite. Der Kranke zuckt mit den Augenlidern. Wir dürfen ihn nicht wecken.

Die Magd genügte der Aufforderung; sie setzte die Lampe auf den Tisch. Herzog nahm seinen Platz so, daß er völlig im Schatten stand.

Jetzt begann der Kranke leise zu murmeln. Er erhob sich, und sank wieder in die Kissen zurück. Seine Worte blieben einige Augenblicke unverständlich, er sprach sie mit bewegter, zitternder Stimme.

— Fieberphantasien! flüsterte Friedemann seinem Nachbar zu. Der arme Rekrut ist sehr krank.

— Ach, das ist noch Nichts! flüsterte Lene. Vorhin hat er geschrien, als ob ihm Jemand ein Leid anthäte. Es geht schon wieder los — das hat er mehr als ein Mal gesagt — nehmen Sie sich in Acht — er schlägt mit den Armen um sich, und dann kann ihn Niemand halten. Ich getraue mich nicht, die Nacht allein bei ihm zu bleiben.

Herzog war anscheinend ruhig geworden; er gab durch

Winke zu erkennen, daß Lene schweigen möge. Dann stützte er sich auf die Bettpfoste und lauschte.

Der Kranke hatte geschwiegen. Plötzlich sprach er mit lauter, voller Stimme.

— Nicht offenbar, noch heimlich soll's dem Mord gelingen, euer Leben anzutasten! Seid ohne Furcht. Mich schrecken nicht Babingtons, nicht Tichburns blut'ge Häupter — auf London's Brücke warnend aufgesteckt — nicht das Verderben der unzähligen andern, die ihren Tod in gleichem Wagniß fanden — Sie fanden auch darin den ew'gen Ruhm — und Glück schon ist's, für eure Rettung sterben!

— Was ist das? fragte Herzog.

Friedemann nickte mit dem Kopfe; er hatte überrascht zugehört,

— Kennen Sie diese Verse nicht, Vetter?

— Nein!

— Mortimer spricht sie in Maria Stuart — der Mortimer ist eine köstliche Rolle. O Schiller, großer Schiller!

Lene war wieder näher getreten und flüsterte:

— Ach, Herr, er hat noch mehr dummes Zeug gesprochen, das ist noch Nichts. Mir schaudert die Haut — der Mensch muß wüste Dinge im Kopfe haben, daß er so reden kann.

Der Rekrut hatte sich wieder aufgerichtet; er deklamirte:

— Nehmt meinen Platz ein, Dünois! Wir wollen dieses Wundermädchen prüfen. Ist sie begeistert und von Gott gesandt, wird sie den König zu entdecken wissen.

— Nein, das ist doch zu arg! stammelte Lene. Er hat seinen Verstand verloren!

Sie wich zurück, als der Rekrut die Hand ausstreckte und pathetisch fragte:

— Du siehst mein Antlitz heut' zum Erstenmal. — Von wannen kommt Dir diese Wissenschaft? — — Wer bist Du, mächtig Wesen, woher kommst Du?

Nach einer Pause fügte der im Fieber Phantasierende hinzu: Wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand? Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?

Der Kranke war erschöpft; er sank zurück und schlief fort.

Lottchen hatte durch die Thürspalte Alles gehört; sie hatte auch das seltsame Benehmen Herzogs gesehen, das sie für innige Theilnahme an dem Geschick des Rekruten hielt. Traurig ging sie in die Küche, um den Mägden die letzten Befehle für den Abend zu ertheilen. Drüben in dem Scheunenhause, wie das große Gebäude genannt wurde, sangen die Rekruten bei dem gespendeten Biere ein lustiges Lied und ließen den freigebigen Wirth hoch leben. Herzog sicherte der Magd eine Belohnung für dem Kranken zu leistende gute Dienste zu und befahl, daß sie ihn sofort wecke, wenn sich Ungewöhnliches ereignen sollte.

Auf dem Corridor sagte Friedemann:

— Vetter, der da ist kein gewöhnlicher Rekrut; ich glaube, seinen Stand zu kennen.

— Nun? fragte der Hofmeister.

— So recitirt nur ein Schauspieler Schiller's Verse.

— Oh, ein Schauspieler! Das wäre ewig schade um den hübschen jungen Mann. Die Schauspieler sind lockere Gesellen, wollen nicht arbeiten und gut leben.

— Albernes Vorurtheil! rief Friedemann. Das Studium der Dichterwerke ist auch eine Arbeit — freilich nicht eine solche, die sich mit den Händen vollbringen läßt — ein tüchtiger Schauspieler muß Geist und Talent besitzen, darf kein gewöhnlicher Alltagsmensch sein.

— Genug! entgegnete Herzog. Wir wollen über dieses Thema nicht weiter disputiren, denn Sie werden mich nie zu Ihren Ansichten bekehren, die Ihnen eine falsche Begeisterung beigebracht hat. Das Komödiantenvolk ist ein leichtfertiges Gesindel, vor dem sich ein ehrlicher Mensch hüten muß, wenn er nicht will, daß es ihm den Kopf verdreht. Friedemann, Friedemann! Sie liefern den Beweis, daß Schiller, Göthe, Lessing und wie alle unsere Dichterheroen heißen, auch Unheil anrichten können. Arbeiten Sie nur tüchtig als Landwirth, machen Sie Ihrem guten Vater Freude, und Sie werden sich selbst glücklich

machen. Schöpfen Sie aus den Poesien Belehrung und Unterhaltung . . .

— Mein lieber Vetter, rief Friedemann lachend, ein Komödiant, nein, eine hübsche Komödiantin muß Ihnen ein Herzeleid zugefügt haben! Wollen Sie dem ganzen Stande zur Last legen, was ein leichtsinniges Mitglied desselben verübt hat? Nein, Vetter, Sie denken zu recht und billig, als daß sie ein so hartes Urtheil fällen sollten. Die dramatische Kunst bleibt die schönste, die erhabenste auf dieser Welt voll Mängel, und wem die Natur Talent dazu gegeben, ist ein Verräther, wenn er sie nicht übt!

— Gehen Sie, gehen Sie! murmelte der Alte. Ich werde Ihrem Vater Gesellschaft leisten.

Herzog eilte die Treppe hinab, um seine Bewegung dem beredten Anwalte der Schauspieler zu verbergen. Er machte noch einen Gang über den weiten Hof. Der Abend war sternenhell und frisch. Die Luft that ihm wohl.

— Soll ich denn immer noch nicht Ruhe finden? murmelte er unwillig vor sich hin. Der Zufall muß wohl mein erbittertster Feind sein, da er nicht einmal ein Rekruten-Commando vorüberziehen läßt, ohne mich an die peinlichste Zeit meines Lebens zu erinnern. Bleibe fest, Alter! ermuthigte er sich selbst. Weichheit ist hier nicht am Platze. Ich will Ruhe haben für die letzten Tage meines Lebens, will nicht mehr an Jugendthorheiten erinnert sein.

Diese Jugendthorheiten, wie er sie nannte, mußten doch wohl sehr ernster Natur gewesen sein, denn noch heute, als er lebhaft daran erinnert ward, bemächtigte sich seiner eine wehmüthige, man kann wohl sagen, eine schwermüthige Stimmung. Der praktische Landwirth hatte ein poetisches Gemüth, dem sich eine lebhafte Phantasie beigesellte. Und so durchträumte er denn, ganz gegen seinen Willen, die Vergangenheit; es stiegen Gestalten vor seinem innern Auge auf, die ihm einst lieb und werth gewesen. Er seufzte und sah schmerzlich zu den Sternen empor, die hell an dem tiefblauen Firmamente funkelten.

— Ihr seid unwandelbar, murmelte er leise vor sich hin, ihr bleibt die ewig heitern Lichter des Himmels — wären es doch auch die Menschen! Aber wer findet bei ihnen Beständigkeit? Ihre Ansichten verändern sich je nach den Verhältnissen, und was sie heute geliebt haben, meiden sie morgen. Jener Possenreißer, der da behauptet, alle Menschen seien Komödianten, hat Recht — Herr meines Lebens, habe ich doch selbst eine Rolle mitgespielt! Aber ich habe sie schlecht gespielt, weil ich kein Talent dazu habe. Und darum bin ich durchgefallen, darum bin ich ausgelacht von dem Publikum und von den Mitspielenden. Basta! Für mich ist der Vorhang auf immer gefallen — ich will ruhig leben auf dieser einsamen Erdscholle, wo ich

auch zu sterben gedenke. Das Wetter, das an meiner Ruhe rüttelt, wird vorübeziehen.

Er war bei dem Scheunenhause angekommen, in dem sich ein lustiger Gesang erhob. „Liebchen, Ade! Scheiden thut weh!“ sangen die Rekruten mit markiger Stimme in der heitersten Laune von der Welt. Eine kräftige Faust schlug den Takt dazu auf dem Tische, daß die Bierkrüge klirrten. — Singt nur, dachte Herzog, singt nur, ihr glücklichen Menschen; es kommt wohl einem Jeden von euch die Zeit, die euch das empfinden lehrt, was ihr jetzt als hohle Phrase in die Luft schreit.

Der Alte konnte sich nicht erwehren, an eins der erleuchteten Fenster zu treten und in das Innere des schwarzen Hauses zu blicken. Wie bunt sah es in der geräumigen Stube aus, die sonst zum Aufbewahren der trockenen Hülsenfrüchte benützt ward. An dem Tische, der neben dem Fenster stand, saß der Unterofficier mit zwei muntern Burschen beim Bierkruge. Sie schmauchten wacker aus kurzen Pfeifen und sangen dazu. Auf dem Strohlager, das sich an der Wand hinzog, lagen einige Rekruten bereits ausgestreckt, andere waren mit der Nachttoilette beschäftigt. Aber Alle sangen aus Leibeskräften: „Liebchen, Ade! scheiden thut weh!“

Nur einer, ein hübscher, junger Bauerbursche, saß still auf dem Strohlager; er hatte den Kopf in beide Hände

gestützt, die Ellenbogen auf die gekrümmten Kniee, und starrte traurig vor sich hin. Er sang nicht mit; das Lied schien eine Wunde in seinem Herzen aufgerissen zu haben.

Das Lied war aus. Der Unterofficier commandirte: „Zu Bett gehen!"

Fünf Minuten später war das Scheunenhaus dunkel und still. Herzog ging zu seinem Freunde, der so eben seine Zeitungslectüre beendet hatte. Beide besprachen noch eine Zeit lang Wirthschaftsangelegenheiten, dann trennten sie sich, um zur Ruhe zu gehen. Herzog war heute ungewöhnlich erregt. Ehe er sein Zimmer betrat, machte er noch einen Gang durch den Hof. Der Mond war aufgegangen. Die Reihen der Wagen und Pflüge, die für den Sonntag in Parade aufgestellt waren, ließen sich deutlich unterscheiden. Es herrschte eine musterhafte Ordnung auf dem Gute. Vor dem Hause der Herrschaft war gelber Sand gestreut. Der Hofmeister ging zu dem großen Thore und rüttelte an dem Schlosse. Es war in Ordnung. Von dem Dorfe herüber erklang das Horn und das Lied des Wächters. Herzog trat langsam den Rückweg an. In dem Wohnhause, das vor ihm lag, brannte nur noch ein Licht — es schimmerte aus dem Fenster des Gastzimmers, in welchem die alte Lene bei dem kranken Rekruten wachte.

— Er wird ja wohl wieder genesen! murmelte der Hofmeister. Es stirbt nicht Jeder, der krank wird. Auch ich bin einmal schwer krank gewesen, in meinen jungen Jahren — und wer wachte damals an meinem Bette? Da bin ich schon wieder auf dem Punkte, ein Träumer zu werden! Ich will ja nicht mehr an die sogenannte glückliche Zeit denken!

Unwillig über sich selbst beschleunigte er seine Schritte, bog in einen Gang, der sich zwischen den Stallungen hinzog, und trat in den Obstgarten. Er wollte sich müde laufen, da er noch keinen Schlaf verspürte. Zweimal hatte er die Runde durch die Gänge gemacht. Die Dorfuhr schlug halb elf; auch von dem Schlosse herüber erklangen zwei Schläge. In demselben Augenblicke, als Herzog den Rückweg antreten wollte, ward in dem Wohnhause leise die Thür geöffnet, die aus der Küche in den Garten führte. Das war eine ungewöhnliche Erscheinung. Der Hofmeister trat hinter einen Baumstamm und lauschte.

Aus dem Hause trat die Gestalt eines Mannes, die einen kurzen Mantel und einen niedern Hut mit breiter Krempe trug. Sie schloß vorsichtig die Thür hinter sich und wollte weiter gehen.

— Wohin? fragte Herzog, der rasch sein Versteck verließ.

— Nicht so laut, ich bin es! war die Antwort.

— Friedemann!

— Vetter, Sie hätten besser gethan, das Bett aufzusuchen.

— Und Sie, mein Freund, hätten es nicht verlassen sollen.

— Und wohin?

— Durch den Garten, in das Dorf — die Nacht ist schön!

— Ja, die Nacht ist schön, und darum werde ich Sie begleiten.

Der junge Mann trat achselzuckend zurück.

— Verzeihen Sie, Vetter, Ihre Freundlichkeit rührt mich bis zu Thränen, und Sie wissen, wie lieb mir Ihre Gesellschaft ist; aber poetische Spaziergänge macht man allein, wenn man sich den vollen Genuß nicht verkümmern will. Der Mond sei mein Begleiter, die Sterne, die Augen Gottes, nur sie allein sollen meine Begeisterung sehen, die ich aus der wunderbaren Nacht zu schöpfen gedenke.

— Phantast! Halber Narr! murmelte Herzog.

— Verkennen Sie mich nicht, Vetter! bat Friedemann.

Der Vetter ward zornig.

— Nein, ich verkenne Sie auch nicht, rief er leise, ich kenne Sie nur zu gut. Und weil ich Sie kenne, ist es mir ferner unmöglich, Sie dem Vater gegenüber in Schutz zu nehmen.

— Wollen Sie den Verräther spielen? fragte Friedemann pathetisch.

— Ich würde mich zum Genossen Ihrer Thorheiten machen, wollte ich länger schweigen. Friedemann, Sie verlassen bei Nacht heimlich das Haus, hüllen sich in Kleider, die Sie unkenntlich machen, und schleichen wie ein Dieb durch Garten und Dorf. Was bedeutet das? Nichts Gutes. Darf ich dazu schweigen, wenn ich diese Nachtfahrten kenne? Darf ich Ihrem alten Vater sagen: Du verkennst Deinen Sohn, er ist nicht so schlimm, als es den Anschein hat? Nein, ich würde den braven Mann, der um die Erziehung seines Sohnes besorgt ist, belügen. Mit dem Rechte, das ich mir als Ihr väterlicher Freund erworben, frage ich Sie: wohin wollen Sie bei Nacht und Nebel?

Friedemann nahm den Arm Herzogs und zog ihn mit sich fort, um aus dem Bereiche des Hauses zu kommen.

— Vetter, ich gehe nicht auf schlechten, wohl aber auf geheimen Wegen, flüsterte er ihm zu. Haben Sie nie geliebt?

— Nein, nein! antwortete barsch der Alte, der unter der rauhen Hülle seine Bewegung verbergen wollte.

— Vetter, dann verstehen Sie mich nicht, dann wissen Sie Nichts von der Poesie des Lebens. Aber gleichviel, ich will vor Ihnen kein Geheimniß bergen, und um Ihnen zu zeigen, daß ich Sie ehre, erfahren Sie denn mein Glück: ich liebe und werde geliebt!

Herzog zuckte heftig zusammen.

— Mensch, rief er, Sie sind toll! Denken Sie nicht daran, sich mit einem Frauenzimmer einzulassen.

— Warum nicht?

— Sie sind zu jung, zu unerfahren, Sie werden sorglos in die Schlinge gehen, die man Ihnen legt. Wohl mag der Rausch ein süßer sein, in dem Sie jetzt leben; aber das Erwachen, das Erwachen ist schrecklich! Friedemann, Sie gehen auf einem gefährlichen Wege! Kehren Sie um, ehe es zu spät wird! Ich bitte Sie darum, ich befehle es Ihnen.

Friedemann ergriff zutraulich beide Hände des Vetters.

— Nein, sagte er, ich kann nicht umkehren, auch wenn ich wollte. Soll ich zum Lügner werden? Soll ich einen schimpflichen Verrath auf mein Gewissen laden? Vetter, ich habe Sie durch ein grenzenloses Vertrauen geehrt — Sie, der Mann von Ehre, werden mich nicht verrathen,

ich kenne Sie zu gut. Morgen, Vetter, erfahren Sie mehr. Und nun, gute Nacht!

Nachdem Friedemann den Hofmeister stürmisch umarmt, eilte er davon. Schon nach einigen Augenblicken war er zwischen den Bäumen verschwunden.

— Was mir längst geahnt, trifft ein! murmelte Herzog. Ja, ja, die Liebe bleibt nicht aus in dem Alter Friedemann's, sie stellt sich ein, wie im Frühlinge das warme Wetter, im Herbste der Sturm und im Winter die Kälte. Der Bursche hat an meine Ehre appellirt — so muß ich wohl vor der Hand schweigen und gute Miene zum bösen Spiele machen. Aber nur vor der Hand . . . gelingt es mir nicht allein, den Verblendeten zur Vernunft zurückzubringen, so muß ich die Hülfe des Vaters in Anspruch nehmen. Aber, wer in aller Welt kann die Schöne sein, die dem Friedemann den Kopf verdreht hat? Des Teichmüllers Tochter? Nein, sie ist eine derbe Landschönheit, ein Mädchen, das in keiner Beziehung dem poetischen Friedemann genügen kann. Des Pfarrers Concordia? Sie ist eine alte Jungfrau von mehr als dreißig Jahren. Alle andern sind Bauerdirnen . . .

Die Schloßuhr schlug drei Viertel auf elf.

— Hm, fuhr Herzog in seinem Monologe fort, da drüben im Schlosse kann der Magnet nicht stecken, der den

Phantasten anzieht. Die Tochter des Barons ist zwar jung und schön, gebildet und geistreich, aber bei der Feindschaft, die zwischen Albers und dem Baron herrscht, ist an eine Bekanntschaft der beiden jungen Leute nicht zu denken. Dem Friedmann hat sich nie Gelegenheit geboten, in das Schloß zu kommen. Auch soll ja die junge Baroneß verreist sein . . . nein, der Schatz muß an einem andern Orte verborgen liegen, und ich werde ihn schon zu entdecken wissen.

Um elf Uhr befand sich Herzog auf dem Corridor des Hauses. Er öffnete noch einmal leise das Krankenzimmer. Auf dem Tische brannte trübe die Nachtlampe. Die alte Lene lag schlafend in dem Sopha. Herzog schlich auf den Zehen an das Bett, schob vorsichtig die weiße Gardine zurück, um dem Lichtstrahle Eingang zu verschaffen, und betrachtete den Kranken. Der Rekrut lag in einem unruhigen Schlummer. Trotz der Leichenblässe war sein Gesicht schön und ausdrucksvoll. Seine leise zitternden Hände lagen ausgestreckt auf der weißen Decke, man sah es ihnen an, daß sie nie schwere Arbeit gethan hatten. Herzog wiegte sinnend seinen grauen Kopf, als ob er sich tief in die Erinnerung an ferne Zeiten versenkte. So blieb er einige Minuten. Dann schloß er die Gardine und entfernte sich ebenso vorsichtig, als er eingetreten war. Die alte Lene schlief fort, sie hatte den Besuch nicht bemerkt.

Herzog blieb noch lange wach in seinem Zimmer, dessen Fenster nach dem Garten hinausgingen. Von Zeit zu Zeit öffnete er einen Flügel, sah in die klare Herbstnacht hinaus und betrachtete lange die Sterne, als ob er sie zählen wollte, die unwandelbaren, wie er sie nannte. Aber Friedemann, dessen Rückkehr er erwartete, blieb ihm zu lange; die Müdigkeit übermannte den Landwirth, der im Laufe des Tages wacker geschafft hatte — er legte sich mit dem Seufzer nieder: Gott möge Alles zum Guten wenden! dann entschlief er.

Zweites Kapitel.

Romeo und Julia.

Die Verliebten kennen keine Hindernisse, sie beseitigen sie mit der Energie, welche die Leidenschaftlichkeit zu erzeugen pflegt. Friedemann sprang über einen hohen Gartenzaun, über einen ziemlich breiten Bach, eilte über eine Wiese, die naß vom Thaue war, und nachdem er ein gepflügtes Ackerfeld überschritten hatte, an die Mauer, welche den Schloßpark umgab.

Herzog hatte sich also getäuscht. Der Magnet, der den jungen Mann anzog, befand sich, trotz der Feindschaft der beiden Nachbarn, dennoch in dem Schlosse.

Die Mauer war hoch und aus Bruchsteinen fest erbauet. Hier und da ragten blätterlose Zweige wie schwarze Arme über den Rand derselben. In den hohen Bäumen des

Parks rauschte leise der Herbstwind. Friedemann ging langsam weiter, bis er über sich ein Gartenhaus bemerkte, dessen Façade auf der Mauer ruhete. Er blieb stehen und betrachtete sehnsüchtig das Häuschen, dessen beide Fenster mit grünen Gitterläden geschlossen waren. Nichts regte sich; nur die Bäume rauschten leise, ganz leise, als ob sie sich gegenseitig wie Liebende ein zartes Geheimniß zuflüsterten. Der Mond stand groß und feurig am Himmel; er übergoß die Landschaft mit einem köstlichen Lichte. Das war eine Nacht, wie zur Romantik und zur Liebe geschaffen.

Im Dorfe schlug es elf. Eine halbe Minute später folgte die Schloßuhr. Der Wächter stieß in's Horn und sang sein Lied. Da raschelte es oben am Fenster und der Windladen öffnete sich knarrend. Friedemann trat einige Schritte von der Mauer zurück, um beobachten zu können. Da sah er eine Frauengestalt am Fenster stehen. Ihr zartes Gesicht, das eine dunkle Kapuze einhüllte, badete sich, wie die Lyriker sagen, in den Wellen des Mondenlichtes. Die Entfernung von der Erde bis zu dem Fenster war nicht groß, sie gestattete dem Beobachter zu unterscheiden, daß das Gesicht schön war und einer jungen Dame angehörte.

— Sie ist es! flüsterte Friedemann, den ein kalter Schauer durchrieselte.

Regungslos, wie eine Statue, blieb er stehen. Aber

die Dame hatte ihn sofort bemerkt; sie neigte sich über die Brüstung und sah hinab. Friedemann entblößte sein Haupt.

— Guten Abend! flüsterte eine weiche Stimme.

— Antonie, Gott zum Gruße!

— Ich bin angekommen, mein lieber Freund.

— Zu meinem Glücke! Wie aber komme ich in das Gartenhaus?

— Dafür ist gesorgt. Meinst Du, ich entwerfe unausführbare Pläne? Man sagt, die Liebe sei stürmisch, handele stets unüberlegt — sie kann auch bedächtig sein. Gieb Acht!

Eine Strickleiter ward herabgelassen.

— Antonie! jauchzte der Verliebte auf.

— Nun ist Alles fertig. Wagst Du die Fahrt?

— Für Dich wage ich Alles, mein Leben!

Fünf Sekunden später schwang sich Friedemann durch das Fenster in ein freundliches Zimmer, das durch andere, nach dem Parke hinausgehende Fenster hell vom Monde beleuchtet ward.

— Da bin ich wieder! flüsterte Antonie, die ihren Mantel abgeworfen hatte.

Eine schlanke, jugendliche Gestalt stand vor dem bebenden Friedemann. Antonie hatte bereits Nachttoilette gemacht. Ihr Haar lag in unzähligen Knoten um das rei-

zende Köpfchen. Ein Oberrock von dunkler Seide hüllte den schön geformten, üppigen Körper ein.

Friedemann war einige Augenblicke wie besinnungslos, er schien sein Glück nicht fassen zu können. Endlich bedeckte er die zarten Hände seiner Schönen mit heißen Küssen.

— Verzeihe mir, Antonie; mir ist die Brust so voll, daß ich nicht Worte finden kann, Dir meine Gefühle zu schildern. Ich halte Deine Hände in den meinigen, sehe in Dein schönes Gesicht, in Dein blaues Auge und höre Deine sanfte Stimme wieder. Das ist ein Glück, das ich in meiner Kleinmüthigkeit kaum zu hoffen wagte.

— Friedemann, fragte sie vorwurfsvoll, hältst Du mich für fähig, Dir mein Wort zu brechen?

— Nein, meine Geliebte, nein! Aber sieh', ich war mir allein überlassen, dachte nur an Dich und kämpfte mit der herben Seelenpein, die Deine Reise in mir angefacht. Niemandem durfte ich mein Leid klagen, mußte meine Hoffnungen und Befürchtungen in der Brust verschließen, mußte selbst unbefangen und fröhlich erscheinen, um das stets wache Auge meines Vaters zu täuschen. Ich zählte jede Woche, jeden Tag, jede Stunde — die Zeit verfloß langsam, als ob sie Flügel von Blei hätte — ich sah, ich hörte Nichts von Dir — meine Phantasie schuf mir heitere und traurige Bilder . . .

— Ganz so ging es mir! unterbrach ihn Antonie.

Ich fand nirgends Zerstreuung, mein Geist war hier, wo ich Dir versprochen hatte, heute Nacht um elf Uhr Deiner zu warten. Da, sieh die Strickleiter, sie ist das Werk meiner Nachtarbeit, der Schatz, den ich ängstlich vor Spähern bewahren mußte. Doch nun laß uns nicht mehr klagen, die traurige Vergangenheit sei vergessen, wir wollen uns von der Gegenwart und der Zukunft unterhalten.

Sie führte ihn zu einem Sopha, das den beiden Fenstern gegenüber stand. Das Stübchen war ganz von einem milden Lichte erfüllt, das erlaubte jeden Gegenstand genau zu unterscheiden. Der volle Strahl des Mondes traf die beiden jungen Leute, die Hand in Hand auf dem Polster saßen und sich schweigend ansahen. Ihre Mienen strahlten das unaussprechliche Glück, das die erste Liebe in jugendlichen Herzen erzeugt. Und diese Beiden liebten sich schwärmerisch, leidenschaftlich, sie hingen um so inniger an einander, je sorgfältiger und ängstlicher sie ihre Liebe verbergen mußten.

Antonie hatte zum ersten Male das Wort „Zukunft" ausgesprochen, und Friedemann dachte in diesem Augenblicke zum ersten Male daran, was wohl aus seiner Liebe zu der Tochter des edeln Barons von Kirchhaus werden würde. Daß er von ihr nicht lassen könne, ohne grenzenlos elend zu werden, fühlte er; daß Antonie ihm innig zugethan sei, glaubte er — aber würde sie auch den Muth

haben, wie er, Alles zu opfern und der unausbleiblichen Gefahr kühn die Stirn zu bieten? Die Situation der Liebenden war um so hoffnungsloser, jemehr die Feindschaft des alten Albers und des Barons durch kleine Zwistigkeiten genährt wurde, auch wenn der Standesunterschied nicht eine bedenkliche Kluft bildete. Friedemann hatte den Schmerz über die Trennung auf kurze Zeit kaum ertragen können — was würde aus ihm werden, wenn er dem reizenden Mädchen völlig entsagen müßte? Da saß sie mit schwärmerischen Blicken, mit einem süßen Lächeln, mit den nach Küssen schmachtenden Lippen und den sanft gerötheten zarten Wangen. Die Besorgniß machte den jungen Mann sensibeler, jemehr die Liebe seine Seele berauschte. Antonie war für ihn heute schöner als sonst, ihren Kleidern entströmte ein stärkerer Duft, das Mondlicht, das ihre Gestalt beschien, war feurig, und die Luft, in der sie athmete, mit einem wollüstigen Fluidum erfüllt. Das ist die Poesie der ersten Liebe, sie sieht in dem Weibe mehr als das Weib.

Mochte immerhin die Liebe dieser beiden jungen Leute einen starken Anflug von Romantik haben, ein Umstand, der in ihrer Bildung und vielleicht auch in der allgemeinen Richtung jener Zeit begründet lag, so war ihre Liebe doch so aufrichtig und innig, daß man ihr wohl eine Dauer, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen, prognosticiren konnte. In diesem Augenblicke war ihre Liebe zwei Jahre alt.

Die Baronesse hatte lange ihren stattlichen Landwirth angeblickt, als ob sie sich für die lange Zeit der Trennung entschädigen wollte. Sie hatte gelächelt, Seufzer unterdrückt, die sich gewaltsam hervordrängen wollten, und ihr Händchen auf die Schulter des Geliebten gelegt, um ihm einen Beweis der intimsten Vertraulichkeit zu geben, wenn es dessen noch bedurft hätte, nachdem sie ihm die von eigener Hand gefertigte Strickleiter herabgeworfen hatte.

— Sprich doch, Antonie, sprich doch! unterbrach Friedemann das Schweigen. Du hast mir viel zu sagen, ich lese es in Deinen Blicken — aber Du nimmst Anstand..

— Nein, mein geliebter Freund, vor Dir berge ich Nichts. Und wie könnte ich auch? Du bist ja der Einzige, dem ich mein volles Herz ausschütten darf. Wie Du mußte auch ich mein Geheimniß ängstlich bewahren, mußte mit lächelnden Mienen erscheinen, obgleich mir die Sorge um Dich das Herz erdrücken wollte.

— Um mich? fragte Friedemann schmerzlich.

— Ja, um Dich, den ich liebe!

Sie lehnte ihr heißes Gesicht verschämt an seine Brust. Er umschlang sie sanft mit dem Arme.

— Antonie, mein lieber Engel, was fürchtest Du?

— Daß man Dich mir entreißen könne.

— Wer in dieser Welt möchte wohl die Kraft dazu besitzen! rief Friedemann emphatisch.

— Unsere Väter! Du weißt, sie leben in steter Feindschaft. Der Gedanke, daß man unsere Liebe entdeckte, erfüllt mich mit Entsetzen. Mein Vater ist leidenschaftlich — der Deinige ruhig, aber hartnäckig. Die Feindschaft wurzelt tief in den beiden Nachbarn, die ein Begegnen vermeiden, um den glimmenden Groll nicht zur Flamme anzuschüren.

— Es ist wahr! murmelte Friedemann. Auch bist Du die Tochter eines edeln Barons, während ich der Sohn eines schlichten Landmanns bin, der keinen adeligen Stammbaum aufzuweisen hat.

— O, über die albernen Vorurtheile! rief Antonie. Ich habe im Bade ein junges Ehepaar kennen gelernt, das sich schon während der Flitterwochen langweilte. Und doch standen sich Mann und Frau im Range gleich, hatten eine gleiche Anzahl Ahnen und gleiches Vermögen. Aber die Convenienz hatte sie zusammengeschmiedet, ohne zu fragen: liebt ihr euch, paßt ihr für einander? Weder Stammbaum noch Vermögen konnte das Glück der Ehe schaffen. So suchte ein Jedes Zerstreuung auf seine Weise: der Mann ritt Pferde zu Tode und spielte an der Bank, die Frau schlief am Tage und vertanzte die Nächte auf den Bällen, die von lustigen Kurgästen arrangirt wurden. Das gab nun Anlaß zu verschiedenen Gerüchten, und wenn nur die Hälfte derselben gegründet sind, so genügt es, Mann und

Frau in dem häßlichsten Lichte erscheinen zu lassen. Da habe ich denn oft über unsere Lage nachgedacht und gefunden, daß sie mit der Romeo's und Julia's große Aehnlichkeit hat. Wir lieben uns, während sich unsere Väter hassen.

— Das ist traurig! seufzte Friedemann.

— Du kennst doch Shakesspeare's Trauerspiel?

— Ich kenne es.

— O, es ist eine göttliche Dichtung! rief Antonie. Der große Britte schildert die Liebe so wahr, als ob er selbst Romeo, als ob er selbst Julia gewesen wäre. Wie Julia empfinde ich . . .

— Und ich wie Romeo! Es fehlt nur noch eine verhängnißvolle Person.

— Wer?

— Ein Tibaldo!

— Armer Friedemann, auch der scheint sich gefunden zu haben.

— Antonie! fuhr der junge Mann erschreckt auf.

— Es ist so. Mein Vater hegt einen Plan . . .

— Um des Himmelswillen, Antonie, wer ist dieser Tibaldo? Verschweige mir Nichts, sei offen, nenne mir den Namen Dessen, den ich jetzt schon als einen Todfeind betrachte, den ich glühend hasse, ohne ihn zu kennen.

— Es ist der Graf von Biberstein! flüsterte die Baronesse.

Friedemann machte ein unbeschreibliches Gesicht.

— Jener Graf von Biberstein, wiederholte er, der Dein Vater sein könnte, und von dem man sich erzählt, daß er sein großes Vermögen durch Erbschleicherei an sich gebracht habe?

— Derselbe, der das benachbarte Rittergut Walesrode, das bedeutendste unserer Gegend, besitzt.

— Antonie, diesem Manne sollte Dich Dein Vater bestimmt haben?

— Ich möchte darüber lachen, wenn die Geschichte nicht zu traurig wäre. Der Graf von Biberstein, ein kränklicher alter Mann mit einem wahren Mephistogesichte..

— Dein Vater kann Dich nicht lieben! rief Friedemann außer sich. Eine solche Verbindung wäre nicht nur eine Sünde, sie wäre auch eine Schmach und Schande für den edeln Baron von Kirchhaus. Dein junges, blühendes Leben will man an diesen abgelebten Mann fesseln? Antonie, die ganze Geschichte klingt wie Ironie, wie eine Farçe, die ein müssiger Kopf erfunden hat. Herr mein Gott, wie muß sich dieser Ehestandskandidat ausnehmen, wenn er seine Bewerbung ausspricht! Fürchtet denn der Mann nicht, sich lächerlich zu machen? Und Dein Vater, der stolze Baron — nein, Antonie, ich kann den Gedanken

nicht fassen, so sehr ich auch geneigt bin, an die Tollheit der Welt zu glauben.

— Und doch ist es so! sagte Antonie mit einem tiefen Seufzer. Es liegen zu viel Anzeichen vor, als daß ich an der Wahrheit zweifeln könnte.

— Dein Vater hat sich noch nicht ausgesprochen?

— Nein; aber ich kenne seine Manier, mich von dem, was er beabsichtigt, zu unterrichten. Bella, seine Schwester, ist sein Organ in allen nichtamtlichen Angelegenheiten.

— Bella wäre eine Frau für den Grafen; sie muß mit ihm in gleichem Alter stehen.

— Höre und urtheile, mein lieber Freund.

Beide saßen Hand in Hand. Das helle Licht des Mondes traf ihre jugendlichen Gesichter.

— Du erinnerst Dich, Friedemann, des letzten Maiabends?

— Wir trennten uns nach einem Spaziergange am Weiher.

— Bei der Abendtafel fand ich einen Gast, den ich selten in unserm Hause gesehen.

— Den Grafen?

— Ganz recht. Er war, während ich abwesend, angekommen. Fast hätte ich dem guten Herrn in das Gesicht gelacht, als man mich ihm vorstellte.

— Warum denn?

— Weil er wie ein Stutzer von zwanzig Jahren gekleidet war. Aber nicht wie ein Mann von Geschmack, sondern wie ein Narr. Er strahlte in den sieben Regenbogenfarben. Das Haupt ward von einer Perrücke mit hohem Toupet geschmückt und der spitze Schnurbart in dem runzelnreichen Gesichte war glänzend schwarz gefärbt. Der ganze Salon duftete nach dem Parfüm, der seinen bunten Kleidern entströmte. Damals lächelte ich über das Bemühen des Greises, jugendlich zu erscheinen — jetzt ist es mir widerwärtig. An jenem Abende war der Graf ganz Aufmerksamkeit für mich. Um den Gast zu unterhalten, mußte ich singen und spielen. Er war außer sich über meine Stimme, rühmte sich Kenner zu sein, und meinte, ich könne mit jeder Primadonna wetteifern. Wie ich diese Schmeicheleien aufnahm, kannst Du Dir denken. Selbst Bella, die stets nachsichtige, lächelte über die Galanterien des alten Herrn. Auch mein Vater war seit langer Zeit wieder einmal guter Laune, und der Rest des Abends verfloß rasch. Um zehn Uhr nahm der Graf Abschied, bestieg seinen Wagen und fuhr ab.

„— Wie findest Du den Grafen? fragte mich Bella, die mich nach meinem Zimmer begleitete.

„— Er ist ein hübscher alter Herr.

„— Alt? Er zählt kaum fünfzig Jahre.

„— Ein halbes Jahrhundert! rief ich aus.

„— Dies Stadium des Lebens, mein Kind, ist das beste, denn es verbindet Erfahrung mit Besonnenheit. Die Neigungen sind ruhiger, abgeklärter und deshalb um so aufrichtiger. Der Ton der jungen Leute unserer Zeit gefällt mir nicht, ihre Bildung ist eine oberflächliche und ihr Benehmen ist ein geschraubtes. Die ersten Jugendjahre des Grafen fallen noch in die gediegene Periode, sein Wissen, sein Charakter ist gediegen und das Gediegene bleibt frisch bis in das späte Alter.

„Ich wollte die Lobrede der guten Bella nicht unterbrechen, weil ich annahm, daß zwischen ihr und dem Grafen eine zärtliche Annäherung stattgefunden habe. Und nun trug ich mein Scherflein dazu bei, den Ruhm des Gefeierten vollständig zu machen. Die Freude der Tante bestärkte mich in dieser Meinung, und ich drückte bedeutungsvoll einen Kuß auf ihren Mund, als sie mir gute Nacht wünschte. Am folgenden Morgen trat Bella in mein Zimmer. Sie kündigte mir an, der Vater habe die Erlaubniß gegeben, daß ich sie nach Aachen in das Bad begleite. Nun weiß ich, daß die Erlaubniß des strengen Vaters ein Befehl ist, dem nicht widersprochen werden darf. Ich fügte mich, schrieb den Brief an Dich, packte meinen Koffer und reis'te am folgenden Morgen mit der Tante ab. Vielleicht würde ich dennoch eine Einrede gewagt haben, aber die Furcht, daß man dem Grunde meiner Weigerung nachspüren

würde, hielt mich davon ab. Ich wollte Alles vermeiden, was zu einer Entdeckung meiner Liebe führte. Von dem traulichen Zusammenleben im Bade hoffte ich sogar Gutes für mich, denn ich hielt es nicht für unmöglich, die Tante in mein Geheimniß einzuweihen. So bezwang ich denn meinen Schmerz, und gab mich den Zerstreuungen der Reise hin.

„Aachen, die alte Kaiserstadt, entzückte mich. Alles, was ich dort sah, war mir neu. Mit den Annehmlichkeiten des Bades vereinigen sich die Unterhaltungen, die eine Stadt bietet. Die Gesellschaft war glänzend, alle Nationen tummelten sich auf den Spaziergängen. Wir mochten vier Tage dort sein, als uns während der Morgenpromenade am Elisenbrunnen der Graf von Biberstein entgegentrat. Ah, nun glaubte ich den wahren Grund der Badereise zu kennen — Bella hatte sich mit ihrem Anbeter verabredet. Der Graf ward nun unser Begleiter; er nahm uns, wie er sich auszudrücken beliebte, unter seinen Schutz. Am Tage zeigte er uns die Sehenswürdigkeiten der Stadt und ihrer Umgebung, Abends führte er uns in das Theater, wo er eine Loge gemiethet hatte. Ein neues Leben ging mir auf — und, ich will es nur gestehen, das Theater hatte einen besonderen Reiz für mich. Ich versäumte keine Vorstellung. Da sah ich Schiller's „Kabale und Liebe“ und Shakespeare's „Romeo und Julia“. Beide Stücke

werden mir unvergeßlich bleiben. Vorzüglich das Letztere, denn das Schicksal der Liebenden ist ja dem unserigen ähnlich. Ich sah Dich als Romeo, mich als Julia. Unsere Familien waren die Montague und Kapuletti. Tag und Nacht beschäftigte ich mich damit, einen Pater Lorenzo zu finden, der unserm Bunde heimlich den kirchlichen Segen ertheilt, damit er fest für Zeit und Ewigkeit werde. Unser Pfarrer ist nun freilich nicht der Mann danach; er würde, wenn wir uns ihm anvertrauten, zu meinem Vater eilen und ihm die ganze Geschichte entdecken. Auf ihn ist nicht zu rechnen. Den Pater Lorenzo mußte ich vor der Hand noch aufgeben; aber ich dachte destomehr an die Strickleiter, auf der Romeo in das Zimmer der Geliebten steigt. Es ist immer gut, wenn man Vorbilder hat. Aber noch hatte ich eine Strickleiter in der Nähe nicht gesehen, mir war demnach die Construction derselben unbekannt. Ich fragte in den Verkaufsläden nach — man hatte nirgends ein solches Instrument. Die Geschichte ging mir durch den Kopf, denn ich hatte einen schönen Plan entworfen für unsere heimlichen Zusammenkünfte im Winter. Wenn Du als Romeo unten wartetest, wollte ich Dir von diesem Fenster aus die Strickleiter zuwerfen, wie Julia dem Geliebten. Dessen, was die tugendhafte Tochter des mächtigen Kapulet gethan, dachte ich, braucht sich die Tochter eines deutschen Barons nicht zu schämen. Ist man wegen

einer Stickerei besorgt, so benutzt man das Modejournal — in diesem Falle schlug ich das Conversations-Lexicon nach, das zufällig in einem Schranke unsers Zimmers stand, und ich fand glücklich den gesuchten Artikel. Nun kaufte ich das Material dazu, und begann zu arbeiten, wenn die Tante schlief. Die gute Dame schläft nämlich mehr, als sie wacht, weil sie an Nervenschwäche leidet. So ward die Leiter fertig, und ich verbarg sie auf dem Boden meines Reisekoffers.

Friedemann belohnte die Geliebte für diesen Heroismus durch einen innigen Kuß. Er gestand, daß er auf den Gedanken an die Strickleiter nie gekommen wäre.

— Wie benahm sich nun der Graf? fragte er.

— Ich komme bald auf ihn zurück! antwortete Antonie, die mit jedem Augenblicke lebhafter ward. Eines Nachmittags ging ich in den kleinen Garten hinter dem Hause, um in der Laube Romeo und Julia zu lesen. Die Tante schlief, und der Graf wollte erst gegen Abend kommen. Nicht lange hatte ich mich in die herrliche Balcon-Scene vertieft, als eine junge, bildschöne Dame in die Laube trat. Sie grüßte freundlich und stellte sich mir als Mitbewohnerin des Hauses vor. Die weiche, schmelzende Stimme, die sanften Züge und die braunen Locken, die glänzend das Köpfchen umspielten, kamen mir bekannt vor, ich mußte sie irgendwo gesehen haben. Und nun das Be-

nehmen der Fremden, das mir prinzessenartig vorkam, ihre reine, schöne Sprache, ihre graziöse Verneigung, die Art, das leichte Umschlagetuch zu tragen, die einfache und doch überaus geschmackvolle Toilette — kurz, Friedemann, es war die Schauspielerin, die mich in der Rolle der Julia bis zur Begeisterung entzückt hatte. Es kam bald zu Erklärungen, ich zeigte ihr meine Lectüre, wir sprachen über Shakespeare's Dichtung, und ehe eine Viertelstunde verflossen, waren wir Freundinnen. Fräulein von Saint-Georges war nicht nur eine ausgezeichnete Künstlerin, sie war auch die liebenswürdigste Gesellschafterin, überaus fein gebildet und so kenntnißreich, daß ich mich wacker zusammennehmen mußte, um neben ihr mit Ehren bestehen zu können.

„Der folgende Nachmittag fand uns wieder in der Laube. Mir war, als ob ich die Dame schon lange gekannt hätte. Und auch sie war so zutraulich, daß ich mir die Frage erlaubte:

„— Sie sind wohl recht glücklich in der Ausübung Ihrer herrlichen Kunst?

Ein schmerzliches Lächeln umschwebte ihren schönen Mund.

„— Ich wäre es, antwortete sie, wenn die Illusionen, in die mich meine Kunst einwiegt, nicht durch das reale Leben unterbrochen würden. So ist mir die Kunst eine

Trösterin, eine wohlthätige Göttin, die mich nach und nach mit meinem Schicksale aussöhnen wird.

„— Die Kunst wird Ihnen Alles ersetzen!

„— Wenn es möglich ist.

„— Ich beklage Sie von Herzen.

„Sie reichte mir die Hand mit den Worten:

„— Ihre Theilnahme thut mir wohl. Als Dank spreche ich den Wunsch aus: Gott bewahre Sie vor einer unglücklichen Liebe, vor einem verblendeten Vater und vor..

„Die Künstlerin verhüllte ihre Augen mit dem Tuche. Ich hörte ein leises Schluchzen, das sie zu ersticken suchte. Nach einer Minute sah sie zu mir auf. Dann recitirte sie in einem unbeschreiblichen Tone die Stelle aus Romeo und Julia: „Zurück, ihr thörichten Thränen, zurück in eure Quelle! Ihr seid ein Zoll, der dem Kummer gebührt, und werdet aus Irrthum der Freude geopfert!"

— Demnach hat die Schauspielerin unglücklich geliebt? fragte Friedemann.

— Man erzählte mir, daß ihr Vater Kapitain in B. gewesen; daß dieser sie habe zu einer Verbindung mit einem ihr verhaßten Manne zwingen wollen, daß sie, die Tochter, aus Verzweiflung entflohen sei. Der Vater sei gleich darauf in einem Duelle geblieben und sie, Emmy, habe die Kunst, der sie von je her zugethan, zu ihrem Berufe gewählt, da

sie durch den Tod des Vaters Waise geworden. Mehr habe ich über ihre Vergangenheit nicht erfahren.

— Sie gehört also einer adeligen Familie an?

— Ja.

— Was geschah nun weiter?

— Ich vermied es, daß der Graf und Bella das schöne Mädchen kennen lernten, das im Theater gefeiert und von den Recensenten gepriesen wurde. Meine Bekanntschaft mit der Künstlerin blieb Geheimniß. Eines Tages saß ich mit ihr in der Laube. Da blickte sie mich traurig an und sprach Fragen aus, die mich befremdeten. Ich sagte ihr, daß ich Bella und den Grafen für ein Liebespaar hielte.

„— Ich habe es mir gedacht! rief Emmy.

„— Was?

„— Daß man Sie täuscht.

„— Wer?

„— Jene Beiden.

„— Ich verzeihe Ihnen die Täuschung, antwortete ich ruhig. Mögen sie recht glücklich werden.

„— Sind Sie denn wirklich der Meinung, daß der alte Graf die Tante heirathen will? fragte Emmy höchlich erstaunt.

„— Ich habe Gründe dazu.

„— Dann sind Sie im Irrthum.

„— Wen will er denn heirathen?

„— Er denkt nicht an die Tante, wohl aber an die Nichte.

„— An mich?

„— Ich habe die saubere Absicht aus einem Gespräche erfahren, das ich, ohne es zu wollen, belauschte. Der Graf will meine Freundin heirathen und Tante Bella hat versichert, daß, da die Einwilligung des Vaters bereits gegeben sei, die der Tochter nicht fehlen könne.

Friedemann zuckte heftig zusammen.

— Dein Vater hat also eingewilligt! murmelte er. Und Bella, die zarte, stets nachsichtige Dame, macht die Kupplerin. Aber weiter, Antonie, was geschah nun weiter?

— Wäre von meinem Vater nicht die Rede gewesen, so hätte ich herzlich über die Geschichte gelacht; so aber gewann sie eine sehr ernste Bedeutung. Ich weihete die Freundin in meine Verhältnisse ein und bat sie um guten Rath.

„— Warten Sie, war die Antwort, die Annäherung des Bräutigams ab.

„Der Graf von Biberstein war gleich gefällig und aufmerksam gegen mich als gegen die Tante, er schien keiner von uns den Vorzug zu geben. Die Tante erwähnte seiner, so oft sich eine Gelegenheit bot; sie sprach von seinen glänzenden Eigenschaften, von seinem kolossalen Vermögen und seiner Freundschaft zu unserer Familie.

„— Tante, sagte ich, um auf den Strauch zu schlagen, heirathen Sie den Grafen, der Sie in sein Herz geschlossen zu haben scheint.

Bella ward verlegen. Ich glaube, ich berührte da einen Wunsch, den sie gern verwirklicht gesehen hätte.

„— Tolles Mädchen! rief sie aus, ihre Verwirrung unter lautem Lachen verbergend. Ich bin zu alt.

„— Nicht älter als der Graf.

„— Der Graf will eine junge Frau haben.

„— Alter schützt vor Thorheit nicht.

„— Du übertreibst, mein Kind.

„— Ich möchte wissen, welches junge Mädchen dem runzlichten Herrn die Hand für das ganze Leben reichte.

„— Gefällt Dir der Graf nicht? fragte Bella zögernd.

„— Himmel, Tante, Sie denken doch wohl nicht daran, daß ich . . .

„— Antonie, unterbrach sie mich, Du hast noch nicht über die Sache nachgedacht, die wohl werth ist, daß man sie reiflich überlegt. Achte mehr auf den Grafen, der Dich gern recht glücklich machen möchte.

„Nun hielt ich es an der Zeit, einen entscheidenden Ausspruch zu thun.

„— Der Graf, meine beste Tante, kann mich glücklich, recht glücklich machen.

„— Nenne nur das „Wie?“ und Alles geschieht.

„ — Wenn er mich in Ruhe läßt, und Sie heirathet.

„ — Noch einmal, tolles Mädchen, ich bin zu alt, habe mit den Männern längst abgeschlossen und will bleiben, was ich bin.

„ — Zu alt! entgegnete ich.

„ — Ja, Antonie!

„ — Sie widersprechen sich, Tante.

„ — Nein, nein!

„ — Sie haben mir oft gesagt, daß das Alter zwischen vierzig und fünfzig Jahren das beste sei . . .

„ — Bei einem Manne.

„ — Auch bei uns Frauen.

„ — Antonie, philosophire nicht.

„ — Tante, ich bin noch nicht klug genug, um den Grafen von Biberstein so zu würdigen, wie er es verdient. Und dann — Sie müssen ihn heirathen. Ich nehme mir einen jungen Mann, der zu meinem Alter paßt. Sagen Sie es dem Grafen — oder besser, ich selbst werde es ihm sagen, wenn er es hören will.

„Die gute Tante war über diese Erklärung sehr erschreckt. Ob sie sie dem Grafen mitgetheilt hat, weiß ich nicht, aber seine Beharrlichkeit blieb dieselbe, während ich mit Emmy von Saint-Georges täglich befreundeter wurde. Durch sie lernte ich die Schönheiten unserer großen Dichterwerke kennen, sie führte mich ein in das Heiligthum der

wahren Poesie, und wenn sie mit ihrer wunderbaren Stimme die köstlichen Verse recitirte, wenn sie den Schmerz und die Freude durch Mimik und Ton ausdrückte, habe ich oft mit ihr geweint und gejubelt. Ich führte in dem Bade ein eigenes, poetisches Leben; Menschen, Dinge und Verhältnisse erschienen mir anders als früher, und wenn ich bis dahin die Schauspielkunst als einen Zeitvertreib geliebt hatte, so mußte ich sie jetzt als eine edele, erhebende Kunst, als ein gewaltiges Bildungselement, hoch achten, das würdigern Zwecken dient, als denen leichter Unterhaltung und flüchtigen Sinnenreizes, wie die Moralisten unserer Gegend, und vorzüglich der Pfarrer, sich ausdrücken. Emmy veranlaßte mich, Scenen vorzulesen, nachdem ich sie von ihr gehört hatte. „Himmel, rief sie aus, welch eine Stimme haben Sie, welch ein köstliches, biegsames Organ, und wie richtig wissen Sie zu betonen!" Dieses Lob schmeichelte mir; ich lernte den großen Monolog der Jungfrau von Orleans auswendig und trug ihn eines Morgens, wie ich ihn von der Künstlerin auf der Bühne gehört hatte, vor. Emmy war bis zu Thränen gerührt, sie umarmte mich und rief:

„— Ihnen hat die Natur nicht nur alle physischen Mittel, sondern auch ein entschiedenes Talent für die dramatische Darstellung verliehen, einen Schatz, der in unserer Zeit selten ist. Aber, meine theure Freundin, werden Sie

nicht eine Priesterin, sondern nur eine Liebhaberin der schönen Kunst; die Ausübung derselben sei Ihnen nur eine Freude, nie werde sie Ihnen Beruf.

„— Warum denn? fragte ich erstaunt.

„— Ich weiß es, unser Stand verlockt, der Beifall, den man uns spendet, hat einen gewaltigen Reiz; aber widerstehen Sie ihm und betreten Sie nie die Bretter, welche die Welt bedeuten. Müßte ich mir den Vorwurf machen, Sie zu einem solchen Schritte, wenn auch nur ohne es zu wollen, verleitet zu haben, ich würde untröstlich sein, müßte Sie und mich tief beklagen.

„— Aber warum haben Sie denn die Bretter betreten?

„— Weil mich Verhältnisse dazu zwangen. Bleiben Sie im Schooße Ihrer Familie, und treten Sie nie vor die Oeffentlichkeit.

„— Man bewundert, man schätzt und liebt Sie, warf ich ein.

„— Aber ich bin nicht glücklich! Wüßten Sie, welche Dämonen die Brust einer Schauspielerin beherrschen! Wüßten Sie, welches gewaltige Vorurtheil unser Stand zu bekämpfen hat. Der Beifall ist Rauch, der rasch vergeht, die Lorbeern sind von Papier, das durch einen Hauch zerstiebt, und der Prunk, der uns auf der Bühne umgiebt, ist elender Flitterkram. Sobald der Vorhang fällt, ist die bunte, ideale Welt verschwunden, die realen Verhältnisse

treten wieder ein und machen den Jammer des Lebens doppelt fühlbar.

„Ich begriff das wunderliche Wesen nicht, das für die Kunst enthusiasmirt war, und doch vor ihr warnte. Es gelang mir nicht, den seltsamen Widerspruch aufzuklären. Emmy erndtete täglich neue Lorbeern, man zeichnete sie im Theater aus und brachte ihr Serenaden, die unter unsern Fenstern eine große Menschenmenge versammelten. Postboten und Bediente brachten Geschenke und in den Journalen standen Gedichte auf die unvergleichliche Künstlerin.

— Mehr kann man sich nicht wünschen! rief Friedemann.

— Emmy wollte Nichts, sie hätte lieber in aller Stille gelebt. Ich habe oft gesehen, daß sie die Geschenke bei Seite schob und daß sie weinte, während unter den Fenstern die Enthusiasten musicirten und sangen.

— Wie benahm sich der Graf?

— Du wirst es sogleich hören. Mein Umgang mit der Schauspielerin war der Tante, die viel schlief und viel Zeit zur Toilette gebrauchte, Geheimniß geblieben. Daß ich dem Grafen, der uns täglich auf der Morgenpromenade begleitete, zur Table d'hôte abholte, und Abends in das Theater oder an einen Vergnügungsort führte, von meinem Thun und Lassen nicht Rechenschaft gab, kannst Du Dir

wohl denken. Die Stunden, die ich mit Emmy verbrachte, waren mir die liebsten der ganzen Saison.

Einst fragte mich Emmy, wie der Herr heiße, an dessen Seite sie mich in der Loge gesehen habe. Ich nannte ihr den Namen des Grafen und bezeichnete ihn als unsern Nachbar.

„— Biberstein? fragte sie sichtlich überrascht.

„— Ja! Es giebt mehrere dieses Namens.

„— Ich kenne einen Felix von Biberstein, sagte Emmy.

„— Dieser heißt Felix.

„— Mein Gott! rief sie erschreckt.

„— Kennen Sie diesen Mann, Emmy?

„— Ich sehe ihn hier zum ersten Male.

„— Aber Sie wissen doch seinen Namen.

„— Weil ich ihn oft gehört habe. Felix von Biberstein! rief sie in einem Tone aus, der mir gegründeten Anlaß zu der Vermuthung gab, daß sie seiner nicht im besten Sinne gedachte.

Nach einer Pause fragte sie:

„— Wohnt der Graf auf einem Gute, das Walesrode heißt?

„— Dieses Gut, das jetzt Eigenthum des Grafen ist, liegt in der Nähe der Besitzung meines Vaters, erklärte ich. Wir stehen in keiner andern Beziehung zu dem Herrn Felix, als daß wir Nachbarn sind.

Und nun theilte ich ihr auch die Andeutungen mit, die mir die Tante bezüglich des Grafen gegeben. Ich lachte, Emmy saß wie eine Statue auf ihrem Sessel. Endlich fragte sie:

„— Dieser Mann will Sie heirathen?

„— So muß ich auch nach Allem, was geschehen ist, schließen. Einen Korb fürchtet er nicht, da er ein großes Vermögen besitzt.

Emmy suchte ihr Erstaunen zu verbergen. Es fehle Nichts weiter, meinte sie, als daß mein Vater mich zu der Heirath mit dem Grafen zwänge. Ich gab zu verstehen, daß ich dies für wahrscheinlich halte, weil die Tante nie ohne den Einfluß ihres Bruders handele, und vorzüglich in ernsten Dingen.

„— Dann beklage ich Sie! sagte Emmy mit einem tiefen Seufzer.

„— Sie müssen den Grafen genau kennen! fuhr ich auf. Leugnen Sie es nicht, Emmy!

„— Ich widerhole Ihnen, daß ich den Mann hier im Bade zum ersten Male sehe. Aber ich habe Manches über den Grafen Felix von Biberstein gehört, das eben nicht zu seinem Vortheile spricht. Vielleicht ist er nicht derselbe, den ich meine.

„— Aber er besitzt Walesrode, führt den Namen Felix!

„— Lassen wir das. Der Graf ist kein Mann für Sie, auch wenn er zwanzig Jahre jünger wäre.

Der Eintritt des Kammermädchens verhinderte mich, mir eine nähere Erklärung dieser Worte auszubitten.

„— Was bringst Du, Elise? fragte die Schauspielerin.

Elise überreichte ihrer Herrin eine Karte.

„— Felix von Biberstein! flüsterte Emmy.

„— Was will er? fragte ich das Kammermädchen.

„— Dem Fräulein einen Besuch abstatten. Der Herr wartet im Vorzimmer.

Emmy hatte erregt ihren Sessel verlassen. Ich mußte sie bewundern, als sie wie eine Königin das Zimmer durchschritt. Den Kopf hielt sie hoch empor, ihre großen Augen glüheten und ihre schönen Lippen zitterten. Mir war, als ob ich sie in einer tragischen Scene auf der Bühne sähe, wie sie mit der Feststellung eines wichtigen Entschlusses kämpft.

„— Ich kann ihn nicht abweisen! flüsterte sie. Ich muß den Zweck seines Besuches kennen lernen.

„— So entferne ich mich.

„— Der Graf darf nicht wissen, daß wir Freundschaft geschlossen haben.

„— Hat dieses Zimmer nicht einen zweiten Ausgang

„— Nein.

„— Was beginne ich?

„— Verbergen Sie sich in meinem Schlafkabinette.

„— Gut!

„— Ich werde dafür sorgen, daß die Unterredung so kurz als möglich werde.

„— Legen Sie sich keinen Zwang an, ich habe Nichts zu versäumen.

„— Vielleicht, sagte Emmy, indem sie mich zu der Glasthür führte, kann ich Ihnen einen Dienst leisten.

Die Thür ward geschlossen, und ich befand mich in dem Schlafzimmer der gefeierten Schauspielerin. Ich kam mir vor wie die Mitspielende in einem Stücke. Nun, mein lieber Friedemann, muß ich gestehen, daß mich eine nicht zu bekämpfende Neugierde plagte, den Inhalt des Stücks kennen zu lernen, das in dem Zimmer aufgeführt werden sollte. Nach Allem, was vorangegangen, war diese Neugierde sehr natürlich, wenn auch nicht zu entschuldigen. Der Held, der die Scene betreten sollte, war ja für mich eine wichtige Person, und Emmy, die ihn kannte, hatte versprochen, mir einen Dienst zu leisten. Die Intrigue, wie es in der Kunstsprache heißt, drehete sich nach meiner Meinung um die arme Antonie, deren Herz bereits in den Fesseln der Liebe schmachtete. Meine Lage war neu, anregend, romantisch. Ich hatte gesehen, daß man auf der Bühne belauschte — warum sollte ich nicht lauschen, die in Wirklichkeit an der Handlung Betheiligte? So zog ich

den weißen Vorhang an der Glasthür ein wenig zurück und warf in dem Momente den ersten Blick durch die glänzende Scheibe, als der Graf eintrat. Und er war es in eigener, glänzender Person, geschniegelt und gebügelt.

Ah, dachte ich, vielleicht will er der Künstlerin seine Huldigungen darbringen! Vielleicht ertappe ich den alten Elegant auf einer Verirrung! Das wäre mir eine willkommene Entdeckung gewesen.

Der edele Felix sah die Schauspielerin überrascht an. Ihre Schönheit und ihre würdevolle Haltung mochten ihm imponiren. Dann verneigte er sich nachlässig, vornehm, stolz. So kam natürlich kein Mann, der Huldigungen darbringen wollte.

„— Verzeihung, Mademoiselle, hörte ich ihn sagen, wenn ich mir eine kurze Unterredung mit Ihnen ausbitte.

Er nannte die Dame „Mademoiselle“, wie wir die Kammermädchen und Putzmacherinnen zu nennen pflegen.

Emmy antwortete stolz, wenn auch mit erregter Stimme:

„— Sie haben sich mir, mein Herr, als einen Grafen angemeldet — nicht Ihr Stand hat mich bestimmt, Sie zu empfangen, sondern die Artigkeit, die ich gegen Jedermann, der sich geziemend mir nähert, zu beobachten gewohnt bin.

Das war ein Stich, den Herr Felix verdient hatte. Ich

freuete mich darüber, denn der Graf war mir verhaßt geworden.

Wir schalten hier ein, daß Antonie mit lebendiger Mimik sprach und stets in dem Tone, der jede der anzuführenden Personen charakterisirte. Sie bekundete in der Darstellung dieser Scene ein großes dramatisches Talent, wie ihr Fräulein von Saint-Georges bereits im Bade gesagt hatte. Die Eigenheiten des alten Grafen, der jung erscheinen wollte, wußte sie treffend nachzuahmen, und die Redeweise der Schauspielerin gab sie mit einem richtigen Pathos wieder, der dem schönen Mädchen reizend stand. Es lag schon eine gewisse Kunst in ihrem Vortrage, die Vorstudien verrieth und den jungen Landwirth in Erstaunen versetzte.

Der Graf, fuhr die Erzählerin fort, ließ sich nicht beirren; er hatte entweder die Andeutung nicht verstanden oder er wollte sie nicht verstehen.

„— Mademoiselle, sagte er in einem spitzen Tone, hat es unternommen, dem Fräulein von Kirchhaus deklamatorischen Unterricht zu ertheilen. Wir Edelleute schätzen nun zwar die Kunst, wenn sie uns von der Bühne herab für unser gutes Geld geboten wird; aber selbst sie zu üben, sei es auch nur zur Unterhaltung, finden wir keine Veranlassung.

„— Sind Sie zu Ende? fragte Emmy.

„— Sogleich, Mademoiselle. Ich stehe im Begriffe abzureisen und Fräulein von Kirchhaus wird mich begleiten. Wenn man einen Ort verläßt, ordnet man seine Rechnungen — bestimmen Sie das Honorar für Ihre Mühwaltungen — ich werde zahlen.

Nun, dachte ich, wird die Künstlerin den Unverschämten derb abfertigen, wie er es verdient. Aber ich hatte mich geirrt; Emmy war zwar vor Entrüstung bleich geworden, aber sie blieb ruhig. Nachdem sie einen Blick auf die Karte geworfen, die sie noch in der Hand hielt, fragte sie:

„— Ein Graf Felix von Biberstein befindet sich in meinem Zimmer?

„— Graf Felix von Biberstein.

„— Gut, ich will dieser Karte mehr glauben, als dem Auftreten dessen, der mir sie hat überreichen lassen. Ehe ich jedoch Ihr Geld annehme, gestatten Sie mir zwei Fragen.

„— Was wollen Sie wissen, Mademoiselle?

„— Zunächst möchte ich das Recht wissen, mit dem Sie sich zum Zahlmeister des Fräuleins von Kirchhaus aufwerfen.

„— Ich werde zahlen im Auftrage meines Freundes, des Barons Florentin von Kirchhaus, des Vaters Ihrer Schülerin. Er hat mir die Tochter anvertraut, und wenn ich das unerfahrene Fräulein vor schädlichen Einflüssen bewahre, die sie möglicherweise dem Adelsstande entfremden

können, so handele ich nicht nur im Auftrage, ich erfülle auch eine Pflicht. Sie sehen, Mademoiselle, daß ich in meinem Rechte bin.

„— Ein Recht, das zu bestreiten ich nicht wage.

„— Nun zu dem Honorar! näselte der alte Felix, der stolz wie ein Truthahn vor der armen Schauspielerin stand.

„— Ich nehme es unter einer Bedingung, sagte Emmy. Mir ward bange, denn ich glaubte, die Schauspielerin wolle den ihr gebotenen Vortheil nicht von der Hand weisen.

— Was that Emmy? fragte Friedemann, der in der größten Spannung lauschte.

— Sie bot dem Grafen einen Stuhl an.

— Ist's möglich!

— Es ist, wie ich Dir sage.

— Und der Graf?

— Er stützte sich mit beiden Armen auf die hohe Lehne, indem er den Stuhl wiegte. Dabei lächelte er wie ein Satyr.

— Er verschmähete es also, sich in dem Zimmer der Schauspielerin zu setzen . . .

— Natürlich. Ein Graf von Biberstein! Unter andern Verhältnissen würde mir dieser Stolz gefallen haben.

— Und von einer andern Persönlichkeit, fügte Friedemann hinzu. Doch weiter, Antonie, Du erzählst vortrefflich.

— Emmy hatte sich nachlässig auf einen Stuhl geworfen.

Antonie imitirte die Stellung der Schauspielerin. Sie lehnte das Haupt zurück und legte die Hände in den Schooß.

„— Mein Herr, Sie haben mir die Beantwortung einer zweiten Frage versprochen.

„— Ja, Mademoiselle!

„— Und ein Ehrenmann, ein Graf, hält sein Wort.

„— Mademoiselle, rief Felix lachend, ich bin eben so ehrenhaft als offenherzig!

„— Sie finden Gelegenheit, Beides in vollem Maße zu beweisen.

„— Dehnen Sie die Komödie nicht weit aus, Mademoiselle Saint-Georges! Breiten und Längen beeinträchtigen die Wirkung eines Stücks. Auch bleibt mir nicht viel Ziel . . .

Er sah nach seiner mit Diamanten besetzten goldenen Uhr.

„— Ah, rief Emmy, Sie sind an die Stunde gebunden — gut, so werde ich mich beeilen.

„— Zur zweiten Frage! drängte der Graf.

„— Mein Herr, Sie wollen mich also bezahlen?

„— Natürlich, mit der Noblesse des Edelmanns.

„— Haben Sie denn auch Geld, Herr Graf?

Mit der spöttischen Miene eines Mannes, der bis zum

Aeußersten reizen will, zog Felix sein Taschenbuch und zeigte eine Menge Banknoten.

„— Was sagen Sie dazu, Mademoiselle? fragte er, den Schatz emporhaltend.

„— Das Geld wäre also da! flüsterte Emmy, indem sie leicht die Hand ausstreckte.

„— Pardon, man nimmt nicht ohne Weiteres! sagte scherzend der Graf.

„— O, Sie kennen mich nicht, verehrter Herr.

„— Ich habe Sie ja auf der Bühne gesehen.

„— In der Rolle, die unsere Dichter geschrieben haben. Auf der Bühne, lieber Herr, spricht und handelt man nach Vorschrift; hier aber habe ich freien Willen. Und somit eröffne ich Ihnen, daß ich nur dann Ihr Geld annehme, wenn ich weiß, wie Sie es erworben haben.

„— Mademoiselle, Sie werden beleidigend!

„— Pardon, man nimmt nicht ohne Weiteres! wiederholte die Schauspielerin in demselben Tone, in dem der Graf diese Worte gesprochen hatte. Und, fügte Antonie hinzu, es war dies so täuschend, daß ich die Künstlerin anstaunen mußte. Emmy war bewunderungswürdig, groß, erhaben! Und ermiß nur, Friedemann, welche Ueberwindung dazu gehört, ein Benehmen, wie das des Grafen ruhig zu dulden.

— Wie benahm sich Felix?

— Er stand wie Lot's Salzsäule vor der Schauspielerin, die ihm ein lächelndes Gesicht zeigte, ein Gesicht, das ich nie vergessen werde. Ich kann es Dir nicht beschreiben, mein lieber Freund; aber Du wirst Dir einen Begriff davon machen können, wenn Du den Schluß dieser Unterredung gehört hast.

— Gestatte mir, daß ich Dich unterbreche, sagte Friedemann.

— Nun?

— Emmy hat ein plumpes Mittel gewählt, den Unverschämten zu demüthigen. Sie hätte ihm den Rücken wenden und das Zimmer verlassen müssen.

— Urtheile nicht zu früh, mein Freund! rief Antonie. Die Schauspielerin ist so taktvoll zu Werke gegangen, daß Du ihr Deine Bewunderung und Achtung nicht versagen wirst.

„— Ah, rief sie, Herr Graf, Sie bleiben mir ja die Antwort schuldig! Wo bleibt Ihre Offenheit, die mit Ihrer Ehrenhaftigkeit auf gleicher Stufe stehen soll? Antworten Sie! Antworten Sie!

Der Graf war leichenblaß geworden. Ich sah durch das Fenster, daß alle seine Gesichtsmuskeln zuckten, daß sein Auge die Schauspielerin mit gräßlichen Blicken anstarrte und daß die Reitgerte mit dem goldenen Knopfe in seiner Hand bebte. Die Gutmüthigkeit, die er gewöhnlich

zur Schau stellt, war völlig verschwunden. Hätte ich nicht gewußt, daß Felix eine Perrücke trüge, ich würde geglaubt haben, sein Haar sträube sich empor. Emmy weidete sich an der Wirkung ihres giftigen Pfeils, sie saß ruhig lächelnd auf dem Stuhle. Jeder Andere würde über eine solche Aeußerung, wenn sie eine Dame gesprochen, gelächelt haben — Felix erbebte. Aber schon im nächsten Augenblicke verwandelte sich sein Gesicht wieder, es zog sich in die düstern Falten des Verdrusses, während der Mund boshaft lächelte.

„— Sie sind keine üble Schauspielerin! murmelte er. Und mit Damen dieser Art hat man Nachsicht.

„— Danke verbindlichst, mein Herr! Aber ich muß Ihre Kritik als einen Ausfluß Ihrer Galanterie betrachten, wenn Sie mir nicht gestatten, Ihnen stärkere Proben meines Talents zu liefern.

Sie sah nach der Uhr, die sie an der Seite trug.

„— Erst zehn Uhr! rief sie aus. Um elf Uhr habe ich eine Probe von Kabale und Liebe, in welchem Stücke ich die Lady Milford spiele — nehmen Sie Platz, Herr Graf, mir bleibt noch so viel Zeit, daß ich Ihnen eine Probe meines Improvisations-Talentes ablegen kann. Bleibt Ihre Kritik über meine Leistungen dieselbe, so füge ich den bereits errungenen Triumphen einen neuen zu.

Felix winkte mit der Hand seine Zustimmung, blieb aber stehen.

„— Eine Witwe, begann Emmy, hatte zwei Kinder. Der Sohn, das älteste dieser Kinder, lebte bei der Mutter und verwaltete das große Vermögen, dessen sich die Witwe zu erfreuen hatte. Es läßt sich eben nicht sagen, daß dieser Sohn einen Reichthum an Geist besaß, dafür aber war er sehr leichtsinnig und leichtgläubig, und in demselben Grade gutherzig, wie man dies oft findet. Die mütterliche Liebe ist verblendet, sie sieht nicht so scharf als unpartheiische Augen, und daher kam es, daß die Witwe ihren Sohn für Alles hielt, nur nicht für das, was er eigentlich war. Die Tochter hatte sich das Mißfallen der Mutter dadurch zugezogen, daß sie einen katholischen Mann heirathete — sie selbst war nämlich Protestantin. Der Katholik war brav durch und durch; er betete seine Gattin an und sorgte für sie um so zärtlicher, je mehr sich die Mutter von ihr abwendete, die den katholischen Schwiegersohn nicht anerkennen wollte, trotzdem man sich von verschiedenen Seiten alle Mühe gab, die alte Dame auszusöhnen. Bei dem milden Charakter der Mutter blieb die Hartnäckigkeit derselben Allen ein Räthsel, die sie kannten. Als sie von der Geburt einer Enkelin in Kenntniß gesetzt ward, antwortete sie lakonisch: „Die heilige Jungfrau nehme sie in ihren Schutz.“ Und die Madonna mußte diesen Wunsch

wohl erfüllen, denn die Enkelin gedieh und blieb gesund an Geist und Körper. Der Vater lebte zwar in sehr beschränkten Verhältnissen, aber er war zu stolz, um von der reichen Schwiegermutter Unterstützung zu bitten, die ihm doch nur wie ein Almosen zugeworfen worden wäre. Die Leute zerbrachen sich die Köpfe über den Grund dieses seltsamen Verhältnisses, und als sich die mütterliche Liebe auch von dem Sohne abwendete, der zwar manchen leichtsinnigen, aber nie einen schlechten Streich begangen hatte, wußte man erst recht nicht, was man dazu sagen sollte. Eines Morgens war der leichtsinnige Sohn verschwunden und hatte eine Summe von zwanzigtausend Thalern mit sich genommen, die sich gerade in der mütterlichen Kasse befunden. In einem Briefe, den er von Hamburg sandte, zeigte er der Mutter an, daß er sich auf dem Meere befände, wenn sie seine Zeilen läse. Weiter ist von diesem Briefe Nichts bekannt geworden. Nun verfloß eine geraume Zeit. Die fromme protestantische Witwe lebte still auf ihrem Gute, empfand weder Schmerz um den verlorenen Sohn, noch zeigte sie irgend eine Theilnahme an dem Geschicke ihrer Tochter, die in einer fernen Stadt lebte und ihrem Gatten noch einen Sohn geschenkt hatte. Man sah die reiche Witwe stets in der Kirche, die Armen schätzten sie als ihre Wohlthäterin, aber ihre Tochter und ihre Enkel vergaß sie, welche beiden Letztern als Katholiken konfirmirt

worden waren. Da ward die Mutter von jener schrecklichen Krankheit heimgesucht, gegen welche die Aerzte kein Mittel wissen; sie siechte langsam zum Schmerze des Gatten und der Kinder dahin, bis sie nur noch einem wandelnden Schatten glich. Jetzt sehnte sie sich nach der Mutter. Sie fühlte den Tod nahen und wollte sich mit der Mutter aussöhnen, ehe sie unser Herr und Schöpfer zu sich riefe. Der von Jammer tiefgebeugte Mann bezwang seinen Stolz, um den sehnlichen Wunsch der Gattin in Erfüllung gehen zu lassen. Er riß sich los und reis'te nach dem Sitze der Witwe, die er, Angesichts des Todes, der seine Hand nach der einzigen Tochter ausstreckte, gefügig zu finden hoffte. Man nahm ihn artig auf und gab ihm den Bescheid, daß es an einem brünstigen Gebet für die Kranke nicht fehlen solle, mehr könne man nicht für sie thun. Der arme Mann saß traurig in dem Zimmer, das man ihm angewiesen hatte. Draußen heulte der Sturm und peitschte Schnee und Regen an die Fenster. Der gemißhandelte Schwiegersohn würde sofort die Rückreise wieder angetreten, würde nicht eine Nacht unter dem Dache der mehr als hartherzigen Witwe zugebracht haben, wenn sein bis zum Tode erschöpfter Körper nicht der Ruhe bedurft hätte. Die Gemüthserregung hatte ihn krank gemacht. Der alte Domestik, der ihm zur Bedienung gegeben, hatte Mitleid mit dem betrübten Gaste und näherte sich ihm mild und freundlich

Es kam zu Erklärungen; der Alte erkundigte sich nach der Tochter vom Hause, die er als Kind geleitet und gepflegt hatte; er weinte und beklagte die Mutter und die Tochter. Warum die Mutter? Der Gast sollte es erfahren. Kurz vor Mitternacht ward er aus dem Schlummer geweckt. Der Diener führte ihn in die Kapelle des alten Schlosses, die durch einige Kerzen matt beleuchtet ward. „Verbergen Sie sich, flüsterte der Alte, und beobachten Sie; es liegt mir daran, daß Sie wissen, warum die Mutter sich von der Tochter abwendet.“ Und der Reisende verbarg sich in einem umgitterten Betstuhle, der in der Nähe des kleinen Altars stand. Er mußte lange warten. Als es Mitternacht geschlagen hatte, knarrte die Thür. Da erschien die Witwe, ganz in Schwarz gekleidet, einen weißen Schleier über dem Haupte. Sie trug eine brennende Kerze in der Hand. Ein Herr, ebenfalls schwarz gekleidet, führte sie. Auch er trug eine brennende Kerze. So schritt das seltsame Paar dem Altarplatze zu, auf dem ein Tisch stand. Die Beiden hielten die Hände auf den Tisch, und bald begann der Tisch zu kreisen. Der Geist ist da, sagte der Mann; stellen Sie Ihre Frage, meine Gnädige! Nun fragte die Gnädige laut: Was ist der Wille des Himmels in Bezug auf meine Tochter? Soll ich ihr verzeihen, soll ich nicht? — Der Tisch klopfte wiederholt mit dem Fuße — der Mann buchstabirte laut die Worte, die er aus den

einzelnen Schlägen zusammensetzte: „Nein, Dein Vermögen gebührt dem frömmsten Manne, Du sündigest, wenn Du es ihm entziehst, denn er schafft Gutes damit!" „So sei es denn, sagte die alte Dame, führen Sie mich in mein Zimmer zurück." Und die Beiden gingen, wie sie gekommen waren — ihre Kerzen brannten, in der Kapelle war Alles still, draußen heulte der Sturm, daß die Wipfel der Bäume krachten. Der arme Schwiegersohn, der sich unwohl fühlte, glaubte, er habe einen wunderlichen Traum; aber als der Diener ihn mahnte, wieder zu Bett zu gehen, begriff er die traurige Wirklichkeit und den Zusammenhang der Dinge. Am andern Morgen wollte er der wunderlichen Alten Vorstellungen machen, wollte wissen, wer der Tischklopfer gewesen sei — man ließ ihn auf eine beleidigende Weise abfertigen, und der Mann, der sich nach seiner todtkranken Gattin sehnte, trat mit blutendem Herzen die Rückreise an. Als er die Heimath erreichte, war die Kranke gestorben. Die Gattin ward begraben, und der Kapitain, dem kaum noch so viel Zeit blieb, seiner Tochter die Erlebnisse bei der Schwiegermutter zu erzählen, ward acht Tage später an der Seite seiner Gattin begraben. Die Tochter war eine Waise, um die sich Niemand kümmerte. Ein Freund machte noch einen letzten Versuch bei der Großmutter — der Versuch scheiterte. Alles, was geschah, war, daß man die Schulden des Kapitains bezahlte und die dazu

verwendete Summe der todten Tochter als Pflichttheil anrechnete. Die Großmutter hinterließ ein Testament, und setzte den frömmsten Mann zum Universalerben ein. Und wissen Sie, wer dieser frömmste Mann war? Ein Graf Felix von Biberstein! Die Enkelin aber, die keine Subsistenzmittel fand, weil ihr das mütterliche Vermögen gestohlen war, benützte das ihr von der Natur verliehene Talent und ward Schauspielerin. Emmy von Saint-Georges, Herr Graf, die Komödiantin, die einen verderblichen Einfluß auf die Tochter Ihres Freundes ausübt, die Sie für ertheilte Lectionen bezahlen wollen, diese Emmy ist die Enkelin der bethörten Frau von Walesrode. Wagen Sie es noch, ihr Geld anzubieten? Wagen Sie es noch von verderblichen Einflüssen zu sprechen?

Der Graf lächelte.

„— Sie sind eine vortreffliche Schauspielerin, meinte er. Ihre Phantasie ist sehr ausgiebig. Wären Sie ein Mann, so würde ich Ihnen gebührend antworten — der Künstlerin gegenüber zucke ich mit den Achseln und rathe Ihnen nur, die Geschichte nicht weiter zu erzählen, die der Kapitain von Falk im Fieberwahnsinn erfunden hat. Das Lustspiel, dessen ersten Akt Sie mir so eben mit großer Virtuosität vorgespielt, könnte sich leicht in ein sehr ernstes Drama verwandeln. Noch giebt es Gesetze, die gegen Injurien schützen, und eine Gauklerin ist ihnen leichter ver-

fallen, als die Tochter eines armen Kapitains. Glauben Sie das Testament der Frau von Walesrode anfechten zu können, so wählen Sie den gesetzlichen Weg — ich habe angenommen, daß ich wirklich zu einem Fräulein von Falk gesprochen.

Er verneigte sich nachlässig und ging.

„— Noch ein Wort, Herr Graf! rief Emmy.

Der Graf blieb an der Thüre stehen.

„— Was wollen Sie?

„— Wenn Sie in dem Hause des Herrn Barons von Kirchhaus die edele Kunst des Tischrückens üben, so schaffen Sie sich einen Chirographen an — die Kunst hat seit dem Tode der Frau von Walesrode Fortschritte gemacht.

Nun hörte ich Nichts mehr. Gleich darauf öffnete Emmy die Thür und ließ mich eintreten. Ich gestand ihr, daß ich Alles gehört hätte. Bewahren Sie mein Geheimniß, bat sie; bei dem Verfahren, das ich gegen den Dieb meines mütterlichen Vermögens einzuleiten gedenke, ist es nöthig, daß die saubere Geschichte der Welt verschwiegen bleibe. Sie kennen den Mann, beurtheilen Sie danach seine Handlungsweise.

Nun verabredeten wir eine lebhafte Correspondenz. Ich muß zuerst schreiben und die Adresse angeben. Denselben Tag noch trennten wir uns, denn die Tante folgte einer ärztlichen Verordnung, wonach sie den Rest des Sommers

in Wiesbaden zubringen sollte. Der Graf begleitete uns natürlich. Lag mir die Trennung von der armen Emmy, die ich sehr liebgewonnen, auch schwer auf dem Herzen, so affektirte ich doch gute Laune und verrieth durch keine Silbe, daß ich die saubere Erbschleicherei kannte. In Wiesbaden verdoppelte der Graf seine Aufmerksamkeiten, die Tante lobte ihn über alle Maßen, und ich behandelte ihn wie einen alten Gecken. Daß er die während der Badereise angeknüpfte Bekanntschaft fortsetzen wird, ist nicht zu bezweifeln; welche Mittel er aber wählt, um rasch zum Ziele zu gelangen, müssen wir abwarten. Nun, Friedemann, kennst Du die Hauptereignisse meiner Badereise, und ich habe Nichts weiter hinzuzufügen, als daß ich herzlich froh bin, mit Dir wieder kosen zu können.

— Fürchtest Du den Grafen? fragte der junge Mann.

— Ehe ich ihm die Hand reiche, antwortete Antonie pathetisch, stürze ich mich von der höchsten Schloßzinne in die Tiefe.

— Und wenn mich Dein Vater nicht anerkennt?

— Diese Frage beantworte ich Dir, wenn die Nichtanerkennung erfolgt ist. Bis dahin lesen wir Shakespearea's Drama: Du die Rolle des Romeo, ich die der Julia. Und nun, gute Nacht! Ich bedarf der Ruhe nach so vielen und verschiedenartigen Aufregungen. Die Einladung zu unsern Studien findest Du an dem bewußten Orte, und

die Strickleiter führt Dich in das trauliche Gemach Deiner Julia.

Friedemann schwang sich aus dem Fenster, erreichte glücklich den Boden, flüsterte noch einen zärtlichen Gruß nach oben und ging, in den Wonnen der ersten Liebe schwelgend, durch die helle Mondnacht dem Gute seines Vaters zu. Von Antonien können wir berichten, daß sie das Fenster sorgfältig schloß, die Strickleiter in einem kleinen Wandschranke verbarg und durch Nebenthüren und über Nebentreppen glücklich ihr Zimmer erreichte, das dicht neben dem der Tante lag.

Drittes Kapitel.

Die erste Liebe.

Während Romeo und Julia von ihrer Liebe träumen — und träumen werden sie, ob sie wachen oder schlafen — berichten wir, wie diese Liebe entstanden ist.

Friedemann Albers hatte, nachdem er das Gymnasium absolvirt, Dienste als Freiwilliger in dem Husarenregimente genommen, das in der sechs Meilen von Hochstädt entfernten Stadt A. garnisonirte. Ein schöner, stattlicher Mann wie er, und mit Mitteln ausgerüstet, wie sie sein reicher Vater gewähren konnte, erregte er nicht nur bei seinen Kameraden, sondern auch in den Kreisen Aufsehen, die sich ihm öffneten. Seine nicht unbedeutende klassische Bildung, sein taktvolles Auftreten machte ihn bei den Männern, und seine gewinnende Freundlichkeit und ein unverkennbarer

Zug romantischer Schwärmerei machte ihn bei den Frauen beliebt. Kleine Schwächen, als da sind flüchtige Liebeleien mit schmucken Bürgerstöchtern, die in dem Leben eines Soldaten nicht ausbleiben, wurden nicht bekannt. Friedemann galt für einen soliden Freiwilligen, der nächstens Fähndrich und ohne Zweifel bald Lieutenant werden würde. Man sah ihn nicht selten in Gesellschaft von jungen Officieren und noch häufiger in einer Theaterloge des ersten Ranges, wo er auf einen Platz abonnirt hatte.

Der Zufall fügte es, daß eine wirklich gute Schauspielergesellschaft in den Wintermonaten Opern, Schau- und Lustspiele gab. Das Schauspiel erfreuete sich der besten Kräfte, und Friedemann, der einen geläuterten Geschmack und Kunstsinn besaß, wandte vorzüglich dem ernsten Drama seine Aufmerksamkeit zu. Diese ward durch die Gastspiele hervorragender Künstler und Künstlerinnen noch gehoben. Die klassischen Stücke, die er im Theater gesehen, las er aufmerksam in seinem Zimmer, und so konnte es nicht fehlen, daß er sich ein Verständniß jener Dichtungen erwarb, das dem nur nach Unterhaltung strebenden Theaterbesucher nicht ward. Sein Hang zur Romantik verlieh ihm Ausdauer, und die Ausdauer machte ihn zu einem Kunstenthusiasten. Er stand damals in dem glücklichen Alter, das für Illusionen am zugänglichsten ist. Die Personen auf der Bühne waren ihm das, was sie vorstellten;

die Helden begeisterten ihn, die unglücklichen zärtlichen Liebhaber erregten seine innige Theilnahme, die Schurkereien der Bösewichter erfüllten ihn mit Groll und die Opfer derselben erpreßten ihm Thränen. Ein besonderes, unbeschreibliches Interesse hatten für ihn die Frauen auf der Bühne. Er sah, wie man sich um sie bewarb, wie man schwärmte, verzweifelte, durch List und Gewalt Hindernisse beseitigte, wie man die Treue auf die Probe stellte, wie mit einem Worte die Liebe der Hebel aller Handlungen, der guten und der schlechten war. Die Frauen, vorzüglich die großer Leidenschaften fähigen, waren ihm wunderbare Erscheinungen. Hätte er eine Julia oder Louise Millerin gehabt, er würde ohne Zögern den Giftbecher mit ihr geleert haben. Romeo und Ferdinand waren ihm beneidenswerthe Leute, er hatte sich mit ihren Gesinnungen vertraut gemacht und wußte die erhabensten Sätze ihrer Rollen auswendig. Wie gern hätte er den Helden in einer romantischen Liebesgeschichte gespielt, wenn nur eine Heldin vorhanden gewesen wäre. Die Tochter seines Hauswirths, eines Posamentirers, war zwar hübsch und jung, aber so schlicht, daß sie für einfältig gelten konnte. Die Tochter der Wäscherin, die zuweilen Sonntagsmorgens statt der Mutter kam, war so prosaisch, so impertinent und nicht selten so grob, daß der Freiwillige sie, trotz der schönen, kräftigen Heldengestalt, ignorirte, um in seiner guten

Meinung von den Frauen nicht beeinträchtigt zu werden. Eine Witwe von zweiunddreißig Jahren, die in demselben Hause wohnte, ihm oft auf der Treppe begegnete, mit dem freundlichsten Lächeln grüßte und die Tochter des Posamentirers besuchte, offenbar in der Absicht, den schmucken Freiwilligen zu sehen und zu sprechen — man machte Herrn Albers sogar schon Komplimente wegen dieser Eroberung — diese Witwe, war sie auch noch schön, geistreich, sehr lebenslustig und von Manchem begehrt, ließ ihn gleichgültig, denn ihr fehlte die reizvolle Poesie, die in der ersten Liebe liegt. Auch waren ihre Formen ein wenig zu stark, ihre Haare nicht üppig genug, ihre Augen zu lüstern und ihrer Stimme fehlte der Schmelz, der einschmeichelnd zu dem Herzen des Mannes sprechen muß. Außerdem bot sich ihm Gelegenheit, junge Damen zu sehen und zu sprechen, mit ihnen zu tanzen und zu musiciren; aber keine hatte die Eigenschaften, die sein romantischer Sinn forderte, alle erschienen ihm zu spießbürgerlich, zu hausbacken, aller Poesie baar und unfähig, dem Gegenstande ihrer Liebe ein Opfer zu bringen. Sie wollten sich nach seiner Meinung verheirathen, um nicht alte Jungfern zu werden, um überhaupt unter die Haube zu kommen, und bei der Wahl, in die auch Tanten und Basen ein Wort redeten, entschied nicht eine reine Herzensneigung, sondern das Vermögen.

So eifrig nun unser Held eine Heldin suchte — er fand keine. Wie oft, wenn das eifrigste Bemühen vergebens ist, der Zufall die Rolle des Vermittlers übernimmt, so stellte sich auch dieser Helfer in der Noth bei unserm Friedemann ein. Für diejenigen unserer Leser, die an einen Zufall nicht glauben, soll übrigens dieser Ausspruch nicht gelten, sie mögen das, was dem Freiwilligen geschieht, immerhin der Vorsehung zuschreiben, deren Wege unerforschlich sind. Bei dieser Einschaltung will der Verfasser nicht unbemerkt lassen, daß seiner Erzählung wirkliche Erlebnisse zum Grunde liegen und daß die Kunst des Romanschreibers keinen andern Theil daran hat, als den, die Begebenheiten und Personen zu gruppiren, die Charaktere zu schildern, die Scenen zu ordnen und zu beschreiben und aus den Einzelnheiten ein Ganzes zu gestalten.

Wir fahren fort:

Es war im Frühlinge. Das lustige Völkchen der Komödianten hatte die Stadt verlassen, um den Kurgästen eines Badeorts Unterhaltung zu gewähren. Der Musentempel, früher die Kirche eines Augustinerklosters, stand öde und leer. Man sah Maurer und Zimmerleute, die das alte Gebäude ausbesserten und anstrichen. Wo der Geist des Dänenkönigs gewandelt, hämmerte ein Tischler, wo Tell den Geßler erschossen, wurde ein neuer Ofen gebauet, und an derselben Stelle, an der Julia's Sarg ge-

standen, und Romeo das Giftfläschchen geleert hatte, nahm eine Arbeitergruppe gemächlich das Frühstück ein. Die Bretter, die die Welten bedeuten, wurden ausgeflickt, damit sie weniger gefährlich für die bepanzerten Helden wurden, und die Unebenheiten, an denen die zarten Füße der Hofdamen strauchelten, beseitigte der zischende Hobel des Tischlers. Statt der Oellampen wurden Gasapparate angebracht und für das exakte Verschwinden der Genien und Ungeheuer wurde durch Einrichtung neuer Versenkungen gesorgt. Diese heilsame Umwandlung ließ ein Jude vornehmen, der das Gebäude in der Auction erstanden hatte. Der Hebräer, ein unternehmender Mann, wollte mit der Kunst spekuliren. Man darf es ihm nicht übel nehmen, da viele Christen dasselbe Gewerbe treiben.

Friedemann, der vorüber ritt, warf einen wehmüthigen Blick auf das Gebäude, in dem er manche glückliche Stunde verlebt hatte. Der graue Steinklumpen war ihm so lieb geworden, daß er mit Bedauern die Umänderung wahrnahm. Dort befand sich die Thür, an der er oft gestanden, um nach beendigter Vorstellung die Künstlerinnen, die ihn erschüttert oder sentimental gestimmt hatten, in der Nähe zu sehen. Diese Thür wurde zugemauert. Weiterhin brach man Steine aus, um einen bequemen Eingang zu schaffen. Decorationen, Lampen, ein Sarg und die Donnermaschine wurden in einen benachbarten Stall getragen. Und wie

sahen alle diese Gegenstände, die so oft erschütternd gewirkt hatten, in dem Lichte der Frühlingssonne aus! Friedemann gab seinem schlanken Rappen, den Herzog eigens zum Militärdienste angekauft hatte, die Sporen und sprengte durch das Thor in das Freie, um den poetischen Träumereien nachzuhängen, die der Anblick des Schauspielhauses erregt hatte.

Es war Nachmittags. Die Frühlingssonne schien mild auf die im ersten Grün prangende Erde. Die Lerchen schwirrten über den sprossenden Saatfeldern. Die Reihen der Obstbäume schimmerten weiß — sie standen in voller Blüthe. Ein köstlicher Wohlgeruch durchströmte die laue Luft.

Eine Stunde von der Stadt lag in einem reizenden Wäldchen das Forsthaus, ein Etablissement für die vornehme Welt der Stadt und der Umgegend. Dorthin wollte Friedemann, das Abendessen einnehmen und in der Dämmerung zurückkehren.

Die Brust voll von Frühlingsgefühlen ritt er langsam den geebneten Weg hin, der rechts und links von Wassergräben begrenzt ward. Die ersten Bäume des Gehölzes zeigten sich und in der Ferne erklang eine fröhliche Musik. Die Trompeter des Husaren-Regiments, dem Friedemann angehörte, gaben auf dem Forsthause das erste Concert. Die Töne schmetterten, von den Fittichen der Frühlingsluft getragen, lustig durch den frischen Wald.

Da trat plötzlich ein junges Mädchen auf den Weg und redete den Reiter an.

— Verehrter Herr, spenden Sie mir ein kleines Reisegeld!!

War diese Bitte auffallend, so war es die Bittende noch mehr, die ein zartes Kind von kaum einem Jahre auf dem Arme trug.

Das Mädchen mochte vielleicht sechzehn Jahre zählen, hatte ein bleiches, aber wunderschönes Gesicht und eine Fülle brauner Haare, die der zerdrückte und mit schmutzigen Bändern geschmückte Strohhut, den vielleicht früher eine vornehme Dame getragen, nicht zu bergen vermochte. Ein roth und schwarz karrirtes Tuch diente der Bettlerin zum Mantel. Das helle Kattunkleid und die plumpen Schuhe waren von der Fußwanderung arg beschmutzt.

Friedemann hemmte den tanzenden Gang seines Rosses und sah erstaunt das bleiche Madonnengesichtchen an, das er, trotz der ärmlichen und unsaubern Toilette, schön fand. Die Bettlerin senkte verschämt den Blick auf das kleine Kind, das mit seinen hellen Augen das schnaubende Pferd anstarrte. Die Erscheinung der Bettlerin war wohl geeignet, Mitleid und Verwunderung zu erwecken. Friedemann fand sie höchst poetisch. Eine Schönheit, in Lumpen eingehüllt, bettelnd — ist mehr erforderlich, um die Phantasie zu reizen? Und dazu der frische grüne Wald!

Die Zigeuner-Romantik aus Preciosa präsentirte sich hier. Und dazu die Musik der Hörner, die aus der Ferne herüberklang und mystisch den Wald belebte.

Der Reiter zog seine Börse.

— Reisest Du allein mit dem Kinde? fragte er.

— Nein, mein Herr!

— Wer bist Du denn?

— Eine Schauspielerin.

Das Wort wirkte magisch auf den Kunstenthusiasten. Eine Schauspielerin, und eine schöne Schauspielerin, stand bettelnd am Wege! Noch selbst ein halbes Kind, trug sie ein bleiches, zartes Wesen auf dem Arme. Bisher hatte er die Künstlerinnen auf der Bühne glänzen gesehen, hatte sie bewundert und angestaunt — jetzt erblickte er die Kehrseite des Standes, für den er schwärmte. Das war der höchste Grad von Verlassenheit und Elend. Nicht aus Neugierde, sondern aus inniger Theilnahme fragte Friedemann weiter:

— Wer begleitet Sie?

Er wagte es nicht mehr, die Schauspielerin „Du“ zu nennen.

— Mein Vater und meine Geschwister! war die schüchterne Antwort.

Diese Antwort beruhigte ihn, sie machte selbst die

Bettlerin in seinen Augen noch interessanter, da er keinen Grund mehr hatte, an ihrer Tugend zu zweifeln.

Hätte er nun dem armen Mädchen ein Almosen gespendet, so würde die Unterredung zu Ende gewesen sein und er hätte Nichts von dem Schicksale der Empfängerin erfahren, das ohne Zweifel ein sehr trauriges war. Für Friedemann, mit dem weichen und fühlenden Herzen, war dies ein Ding der Unmöglichkeit. Zugleich plagte ihn die Neugierde, eine wandernde Komödianten-Familie kennen zu lernen. Er hatte die triftigsten Gründe zu fragen:

— Wo befindet sich Ihr Vater mit den Geschwistern?

Das Mädchen deutete mit der Hand nach dem Walde.

— Dort! Er ruhet aus — wir haben heute schon einen weiten Weg gemacht Die Stadt erreichen wir wohl noch, ehe es Abend wird.

— Führen Sie mich zu Ihrem Vater.

— Gern, mein lieber Herr!

Sie ging oder schwankte vielmehr voran, denn die großen harten Schuhe waren den müden Füßen zu schwer, und die Last des Kindes, die sie den ganzen Tag getragen, drückte die zarte, schmächtige Gestalt. Friedemann zügelte das muthige Roß, und folgte. Die Bäume standen einzeln, so daß überall freier Weg für den Reiter war. Schon nach zwei Minuten zeigte sich seinen Blicken eine rührende Gruppe. Unter einer großen Eiche saß ein Mann auf

einem schweren Felleisen; beide Ellnbogen ruheten auf den Knieen, und der Kopf, den ein durchlöcherter und zerdrückter weißer Kastorhut bedeckte, stützte sich auf die Hände. Düster starrte der Mann zu Boden, er gewahrte weder die Ankommenden, noch kümmerte er sich um vier zerlumpte Kinder, die todtmüde auf dem frischen Rasen lagen. An dem niedrigsten Aste der Eiche, über dem Haupte des kummervollen Familienvaters, hing eine alte, beschmutzte Guitarre. Einzelne Kleidungsstücke, oder vielmehr Lumpen, lagen rings auf dem Boden.

— Vater, sagte das Mädchen, hier ist ein Fremder!

Der Mann sah auf.

Friedemann stieg ab, nahm das Pferd an den Zügel und trat näher. Die Kinder sprangen erschreckt empor. Der Vater blieb ruhig sitzen und starrte den stattlichen Soldaten, den man für einen Officier halten konnte, verwundert an. Welch ein Gesicht hatte dieser Mann! Rund und voll wie der Mond, aber gelbbraun. Der struppige Bart hatte eben so viele weiße als schwarze Haare. Das große trübe Auge schien aus dem Kopfe hervortreten zu wollen. Unter den Augen zeigten sich bläuliche Säckchen. Die breiten Lippen waren aufgesprungen von der Luft. Ein rothes baumwollenes Schnupftuch vertrat die Stelle der Kravatte. Der hellgraue Tüffelrock, fest bis an den Hals zugeknöpft, war an verschiedenen Stellen zerrissen und mit Leder ge-

flickt. Von einem Hemde war keine Spur zu sehen. Die grauen, unten zerfetzten Pantalons hatten an der Seite rothe Streifen, ein Beweis, daß sie militärischen Ursprungs waren. Die Fußbekleidung läßt sich nicht beschreiben — man konnte sie weder Stiefel noch Schuhe nennen. Verhärteter Schmutz bedeckte mitleidig die klaffenden Oeffnungen an denselben.

Und nun die Kinder, die armen, unglücklichen Kinder! Dem schärfsten Beobachter würde es nicht gelungen sein, den Knaben von dem Mädchen zu unterscheiden. Alle trugen Kleidungsstücke, wie sie eben zu erlangen gewesen. Die Haare waren kurz geschoren. Das Mädchen trug eine Knabenjacke über einem verschossenen und zerrissenen Kleidchen — der Knabe einen Mädchenmantel, der mit Bindfaden zusammengehalten wurde, über weiten Pantalons von grauem Drell. Die nackten Füßchen staken in Pantoffeln oder in Schuhen, die man ohne Zweifel auf der Straße gefunden. Ihre kleinen Gesichter waren bleich und ausgehungert und die Augen geröthet. Sie boten einen Anblick, den das kälteste Herz erschüttern mußte. Wie dem Vater dabei zu Muthe war, der selbst ein Bettler in Lumpen, läßt sich denken. In diesem Augenblicke schien er völlig abgestumpft zu sein.

Friedemann grüßte militairisch. Seine Stimme zitterte vor Bewegung, als er den Mann mit den Worten anredete:

— Ihre Tochter hat mich um ein Reisegeld gebeten!

— Hat sie doch? fragte der Mann, indem er einen Blick des Zornes auf das bleiche Mädchen sandte. Klara! fügte er drohend hinzu.

Dem Mädchen rannen die Thränen über die bleichen Wangen.

— Vater, schluchzte sie, die Kleinen haben seit gestern keinen Bissen Brod über die Lippen gebracht. Von uns Beiden will ich nicht sprechen.

— Du weißt, daß wir in der Stadt bei Collegen Unterstützung finden. Eine Stunde hättet ihr wohl noch warten können. Verzeihung, mein Herr, sagte er höflich, indem er den weißen Kastor zog, so daß die Glatze auf seinem Haupte sichtbar ward, Verzeihung, wenn meine Tochter Sie voreilig molestirt hat. Wir sind zwar arm, blutarm, aber keine Bettler, die an der Landstraße lauern. Die Kunst geht nach Brode, oder richtiger, sie reis't nach Brode. Da dauert denn die Reise mitunter etwas zu lange — das ist Alles! Kurz und bündig: ich bin ein Schauspieler ohne Engagement. Wenn der Frühling die Knospen treibt, treibt die Noth den Künstler durch das Land. Wir kennen das, und darum betrachten wir den holden Knaben, den man Frühling nennt, als den ärgsten Feind, denn er schreckt uns aus der Winterruhe auf, nämlich den von uns,

der das Glück gehabt hat, eine Winterruhe zu finden. Bah, man muß das Leben nehmen, wie es sich bietet!

Und er fuhr mit der Hand über die hohe Stirn, um die rinnenden Schweißtropfen zu trocknen. Dabei lächelte er so ironisch, als ob er sich selbst Lügen strafen wollte. Es war ersichtlich, daß ihm das Bemühen, stolz zu erscheinen, mißlang. Die tadelnden Worte, die er an Klara gerichtet, sprachen seine Ueberzeugung nicht aus; die hungernden Kinder jammerten ihn.

Friedemann wagte es noch nicht, ihm ein Geschenk zu reichen. In den Zügen und der Haltung des Schauspielers lag ein gewisser Stolz, und der Stolz bei armen Leuten hat stets etwas Respektables.

— Sie rechnen auf Hülfe in der Stadt? fragte er.

— Ja, mein Herr. Der Director B., ein renommirter Mann, giebt im Stadttheater mit einer braven Gesellschaft Vorstellungen. Der Director ist mein Freund, wir waren vor Jahren schon an der Hofbühne zu D. engagirt. Er spielte den Karl, ich spielte den Franz Moor. Das war eine schöne Zeit! Wir glänzten in unsern Rollen. B. hat Glück, ich habe Unglück gehabt. Das trifft sich so im Leben.

— Der Director B. hat mit seiner Gesellschaft vor einigen Tagen die Stadt verlassen . . .

Der Hand des Schauspielers entfiel der Hut. Eins der Kinder hob den Kastor auf.

— So komme ich wieder zu spät! murmelte er. Zu spät! So ist meine letzte Hoffnung zertrümmert! Es ist eine Schreckensnachricht, mein Herr; aber ich danke Ihnen, daß Sie sie mir mitgetheilt. Brecht auf, unser Weg ist noch weit!

Er warf das schwere Felleisen ächzend auf die Schultern. Der älteste Knabe nahm die Guitarre von dem Baume und die übrigen suchten die Lumpen zusammen, die auf dem Platze zerstreut lagen.

— Mein Herr, sagte Friedemann, die Schauspielkunst hat mir schon manche frohe Stunde, manchen hohen Genuß bereitet — ich schätze die edele Kunst — gestatten Sie mir, daß ich einem unglücklichen Jünger derselben meine Anerkennung durch ein kleines Geschenk beweise.

Er nahm den größten Theil des Inhalts seiner Börse und legte ihn in die Hand Klara's, die stumm vor Erstaunen die glänzenden Geldstücke betrachtete. Eine solche Summe hatte die arme Familie lange nicht besessen.

Der Vater, beide Hände auf einen starken Dornstock gestützt, wiegte langsam sein Haupt. Eine tiefe Rührung sprach sich in seinen Zügen aus. Er wollte antworten; die Stimme versagte ihm den Dienst.

— Danke, mein lieber Herr! flüsterte Klara unter Thränen.

— Gott lohne es Ihnen! stammelte gewaltsam der Vater. Die Art und Weise, wie Sie Almosen spenden, kann den stolzesten Mann nicht verletzen. O wüßten Sie, wie es in meinem Innern aussieht, Sie würden ganz den Werth Ihrer Wohlthat begreifen. Dankt dem Herrn, ihr Kinder, er ist nächst Gott euer größter Wohlthäter!

Die Kleinen wollten näher treten, aber die Furcht vor dem ungeduldig stampfenden Pferde hielt sie zurück.

— Laßt ab, rief Friedemann überwältigt: ich schäme mich, daß ich in diesem Augenblicke nicht mehr thun kann. Doch, da fällt mir ein Auskunftsmittel ein.

— Lieber Herr! Lieber Herr! rief der Alte, indem er abwehrend die bebende Hand ausstreckte.

— Sie werden die Nacht in der Stadt verbringen?

— Ich muß wohl! Vorausgesetzt, daß man mir die Aufnahme nicht verweigert. Menschen, die in Lumpen kommen, sind nirgends gern gesehene Gäste.

— Dem werde ich vorbeugen. Hier ist meine Karte — gehen Sie in das Gasthaus „zum Lamm,“ das Ihnen jedes Kind bezeichnet, und beziehen Sie sich auf mich. Der Wirth wird Sie gut aufnehmen und Sie werden geborgen sein. Für das Uebrige lassen Sie mich sorgen!

Nachdem er die Karte, die er aus seinem Taschenbuche

genommen, dem Vater überreicht, schwang er sich in den Sattel und sprengte davon. Der Weg, den er wählte, war ihm gleichgültig. Er tummelte sein Pferd auf dem freien Waldplatze, um die arme Schauspielerfamilie abziehen zu sehen. Ein neuer Muth schien die Mitglieder derselben zu beleben, die Aussicht auf ein gutes Gasthaus ihnen neue Kräfte zu geben. Klara, das kleine Kind tragend, ging voran. Die vier andern, von denen das älteste die Guitarre trug, folgten Hand in Hand. Der Vater konnte unter der Last seines Felleisens nur langsam gehen. So erreichten sie die Fahrstaße an der Stelle, wo sie eine scharfe Biegung machte. Kaum hatten sie den Weg betreten, als eine elegante Equipage heranrollte. Die Kinder liefen schreiend auseinander. Klara, erschreckt, wollte seitwärts fliehen — sie strauchelte in dem tiefen Geleise und stürzte laut jammernd mit dem zarten Kinde zu Boden. Ihr fehlte die Kraft, rasch wieder aufzustehen. Der Kutscher sah die schreienden und fliehenden Knaben; aber nicht die unglückliche Klara. Der bis zum Tode erschreckte Vater streckte flehentlich beide Arme aus und rief dem Kutscher ein „Halt!“ zu. Der Wagen rollte unbarmherzig weiter und mußte in den nächsten Augenblicken beide Kinder erreichen, die wie betäubt in der Fahrstraße lagen. Sie waren rettungslos verloren. Da sprengt Friedemann mit Blitzesschnelle in den Weg. Er stand zwischen den Kindern und

den sich bäumenden Rossen des leichten Wagens, der einen Stoß zurück erhielt. Wäre er eine Sekunde später gekommen, die Räder hätten die Kinder zermalmt.

Klara regte sich nicht, der Schreck und die Ermattung hatten sie der Besinnung beraubt. Das kleine Schwesterchen, fest in das große Tuch eingewickelt, weinte laut.

In dem Wagen saßen zwei Damen, eine ältere und eine jüngere. Das Deck des Wagens war zurückgeschlagen.

— Ist ein Unglück geschehen? fragte erschreckt die ältere.

Friedemann ritt grüßend an den Schlag.

— Nein, gab er zur Antwort; aber die Unachtsamkeit des Kutschers hätte zwei Menschen tödten oder verstümmeln können, wenn es mir nicht gelungen wäre, Ihre Pferde zum Stehen zu bringen.

Der Schauspieler hatte das Felleisen abgeworfen und lag auf den Knieen neben seiner Tochter.

— Sie ist todt! Sie ist todt! jammerte er.

Die Geschwister kamen schreiend herbei. Eine traurige Gruppe gestaltete sich. Der Vater wickelte das kleine Kind los und gab es dem ältesten Knaben, der die Guitarre trug. Dann hob er das bleiche Haupt Klara's empor und bedeckte ihren Mund mit Küssen. „Herr, mein Gott, habe Erbarmen!“ murmelte er wie ein Verzweifelnder.

Und so schien es auch. Klara regte sich nicht, ihre Augen waren geschlossen, das Gesicht bedeckte Leichenblässe,

die Arme hingen schlaff herab. Der Vater trug sein Kind auf den Rasen, legte es langsam nieder und starrte es an. Sein Schmerz war so heftig, daß er an Betäubung grenzte. Zuweilen strich er mit der Hand über Klara's Stirn, um das Haar zu beseitigen, das voll und schwer unter dem Hute hervor quoll. Die kleinen Kinder, die ihn im Kreise umstanden, weinten laut. Und diese unglücklichen Menschen waren in Lumpen gekleidet, waren arm, bitter arm. In ihren Schmerz mischten sich die Töne des concertirenden Musikchors, das einen lustigen Galopp ausführte. Die Sonne, die mild wärmende, schien lachend auf die traurige Scene herab.

Die jüngere der beiden Damen stand aufrecht in dem Wagen, ihr Gesicht mit dem eleganten Schirme vor der Sonne schützend. Nachdem sie einige Augenblicke ängstlich die arme Familie betrachtet hatte, rief sie mit gepreßter Stimme:

— Es muß doch wohl ein Unglück geschehen sein!

— Meine Schwester ist todt! antwortete ein dreijähriger Knabe, dessen Geist die Situation noch nicht erfassen konnte, mit lachendem Gesichte. Sie ist todt, der Vater hat es gesagt.

Die Dame riß den Schlag auf und sprang aus dem Wagen. Friedemann war mit einem Satze von dem Pferde, dessen Zügel er dem Kutscher übergab.

— Wohin? rief die ältere Dame, die nicht wagte, den Sitz zu verlassen.

Friedemann kam mit dem jungen Mädchen zugleich bei der Gruppe an.

— Von den Pferden hat das arme Kind keine Verletzung erlitten, sagte er; der jähe Schreck hat es ohnmächtig gemacht.

— Mein Herr, schaffen Sie frisches Wasser!

Diese Aufforderung der Dame war an Friedemann gerichtet. Er sprang zu dem fast überfluthenden Graben und füllte seine Mütze mit Wasser. Als er zurückkam, lag Klara's Kopf in den Armen der Dame, die weinend die starren, bleichen Züge betrachtete.

— Wir tragen die Schuld daran! flüsterte sie. Das ist eine unglückliche Spazierfahrt.

— Hier ist Wasser!

Eine zarte, blendend weiße Hand streckte sich aus, um aus der Mütze, die Friedemann hielt, das Wasser an die Schläfe und an die Stirn der Ohnmächtigen zu sprengen. Der Schauspieler sah stumm dem Beginnen der beiden jungen Leute zu; er schien fühllos geworden zu sein. Kein Muskel seines Gesichts zuckte, sein großes trübes Auge haftete starr an der Tochter.

Friedemann füllte seine Mütze zum zweiten Male mit Wasser; er kniete neben der barmherzigen Schwester nieder,

die nicht müde ward in ihren Wiederbelebungsversuchen. Sie, die fein gekleidete, elegante Dame, scheuete sich nicht, die grauen Bänder unter Klara's Kinn zu lösen und den armseligen beschmutzten Strohhut zu entfernen, der ihr bei der Operation hinderlich war.

Die alte Dame im Wagen stellte Betrachtungen über die Zusammensetzung der Gruppe an; sie sah durch ihr goldenes Augenglas und flüsterte:

— Die geputzte Dame und der stattliche Soldat mit dem blühenden Gesichte nehmen sich nicht übel aus unter den zerlumpten Leuten. Der Vater ist eine abschreckende, die ohnmächtige Tochter ist eine rührende Gestalt. Die heterogensten Elemente vereinigen sich zu einer Scene, die würdig wäre, auf der Bühne dargestellt zu werden. Der Frühlingshimmel, der knospende Wald, die Musik — man könnte wahrlich den Schrecken vergessen, der diese malerische Gruppe erschaffen hat.

Klara schlug die Augen auf.

— Meine Tochter, mein liebes Kind! rief der Vater.

Sie lächelte wie aus einem frohen Traume erwachend. Dann verfinsterten sich ihre lieblichen Züge wieder.

— Nur ein wenig Wasser! bat sie mit matter Stimme.

Der Soldat versah seinen Ritterdienst zum dritten Male. Die Dame brachte mit einer wahren Engelsgeduld die Erschöpfte in eine Stellung, die ihr erlaubte, aus der Mütze

des Husaren zu trinken. Das war eine erquickende, stärkende Labung. Die Tochter des Schauspielers richtete sich ohne Beihülfe empor und sah um sich. Auch die barmherzige Samariterin stand auf. Jetzt begegneten sich die Blicke der beiden jungen Leute. Friedemann sah in ein wundervolles von Thränen nasses Auge. Die Dame erröthete, verneigte sich und flüsterte:

— Ich bin Ihnen zu zweifachem Danke verpflichtet, mein Herr: dafür, daß Sie ein Unglück verhindert haben, und dafür, daß Sie mir hülfreich die Hand geboten.

— Ich habe eine Pflicht erfüllt, stammelte der Husar; Nichts mehr!

— Erlauben Sie mir, daß ich mich mit dem armen Mädchen beschäftige.

Nun wandte sie sich zu Klara, die an der Brust ihres Vaters ruhete. Aber nur einige Augenblicke, dann fuhr sie erschreckt empor.

— Wo ist Netty? Vater, um Gotteswillen, wo ist Netty? rief sie mit allen Zeichen einer furchtbaren Angst.

Fritz, der dreizehnjährige Knabe, trat vor.

— Hier, Schwester — sie schläft! O, sie hat schon lange geschlafen.

Das zarte Kinderköpfchen lag wirklich ruhig an der Schulter des Knaben.

Klara war beruhigt. Sie strich das feuchte Haar aus

dem bleichen Gesichte, nahm den Hut von der Erde und setzte ihn auf den Kopf.

Der Vater flüsterte ihr einige Worte zu.

— Mein Gott! Die vornehme Dame! Dort — der Wagen — ich bin so verwirrt — mir kommt Alles wie ein Traum vor — laß mich die Sinne sammeln, Vater.

Sie trocknete das Gesicht mit einem alten Tuch, das ihr der Vater gereicht.

— Nehmen Sie, mein armes Kind, nehmen Sie! rief die Dame, die hastig ihre Börse dem Mädchen in die Hand drückte. Ich bin Ihnen eine Entschädigung schuldig für den Schrecken, den wir Ihnen verursacht haben. Sprechen Sie nicht von Dank — Sie haben mehr zu fordern, als die geringe Summe. Sie fühlen sich doch wohl? Der traurige Zufall hat doch keine bösen Folgen hinterlassen?

Klara antwortete durch ein Lächeln, das sich nicht beschreiben läßt. Thränen der Dankbarkeit und Freude rannen wie helle Kristalltropfen über ihre Wangen. Indem sie so da stand, sah man ihre zarte elegante Gestalt. Das verwaschene und von der Reise beschmutzte Kattunkleid ließ jugendlich schöne Formen ahnen. Ein Fetzen von farbloser Seide umschlang den schneeweißen Hals. Das hübsche Kind hätte sich wohl gern geputzt — es mußte auf die Freuden, die einem sechzehnjährigen Mädchen geboten werden können, Verzicht leisten. Es gab kein farbiges Band,

kein Tüchlein, keine Schleife, mit dem die jugendliche Eitelkeit sich schmücken konnte. Dinge dieser Art existiren für arme Kinder nicht.

Die Dame grüßte noch einmal, mild lächelnd, und wollte zu ihrem Wagen zurückkehren..

— Vater, rief Fritz, Netty blutet am Kopfe!

Klara war mit einem Sprunge bei dem Knaben. Sie warf einen Blick auf das Kind, das sie ihm hastig entrissen hatte und küßte das Köpfchen.

— Netty, rief sie weinend, sieh' mich doch an mit Deinen hellen Augen, nur ein einziges Mal, lächele, meine holde Netty, wie Du so oft gelächelt — dann kannst Du fortschlafen bis wir in das Wirthshaus kommen, wo Du Milch und Weißbrod findest — nur einmal schlage die Augen auf, daß ich sehe, ob Du munter bist.

Sie küßte es lange und heftig. Das Kind schlug die Augen nicht auf; aber es wimmerte leise und zuckte mit den Händchen, die Klara frei gemacht hatte.

— Heiliger Gott, Netty ist verletzt, sie empfindet Schmerz. Wie bleich sie aussieht, ihre Augen sind geschwollen — Vater, wir müssen eilen, daß wir die Stadt erreichen — ich suche einen Arzt — Netty muß zu Bette gebracht werden — was hilft uns nun das Geld, wenn Netty krank ist, wenn sie wohl gar stirbt . . . ach, mein armes, liebes Schwesterchen . . . und meine Unvorsichtig-

keit trägt die Schuld an Deinem Leiden . . . . wie sie wimmert . . .

Jetzt hörte man ihre Klagen nicht mehr; Klara verfolgte so rasch, als es ihre Kräfte erlaubten, den Weg nach der Stadt. Der alte Schauspieler nahm sein Felleisen, grüßte traurig und ging. Die kleinern Geschwister schlossen sich dem Vater an. Schon nach einigen Augenblicken war die Familie in der Biegung des Wegs verschwunden.

— Antonie! rief die Dame im Wagen.

Aber Antonie hörte nicht; sie begleitete im Geiste die arme Familie und beschäftigte sich mit dem leidenden Kinde.

— Was können wir thun? fragte sie, wie aus einem Traume erwachend.

Und dabei sah sie den Husaren bittend an.

Friedemann verlor fast die Besinnung, als der Blick Antonien's ihn traf. Das Blut stieg ihm zu Kopfe und sein Herz klopfte rascher. Er mußte sich gewaltsam fassen, um zu antworten:

— Ich habe Vorsorge getroffen, daß die armen Leute gut aufgenommen werden.

— Sie?

— Ihr Diener, mein Fräulein.

— Wo?

— In dem Gasthause „zum Lamm.“

— Aber wie ist das möglich?

Der Husar erzählte kurz seine Bekanntschaft mit dem Schauspieler.

— O, da haben Sie einen Gotteslohn verdient! rief Antonie. Und der Mann ist Schauspieler?

— So hat er mir gesagt.

— Das ist ein gräßliches Elend!

— Ich habe es nicht für möglich gehalten. Die Kinder haben seit gestern Nichts gegessen. Netty wird sich erholen, wenn man ihr Nahrung reicht.

— Wohl möglich! flüsterte Antonie in peinlicher Angst. Unsere Pferde haben das Unheil angerichtet . . .

— Beruhigen Sie sich, Sie tragen nicht die Schuld daran . . .

— Gleichviel, gleichviel!

— Ein unglücklicher Zufall . . .

— Ich muß wissen, was aus dem Kinde wird — aber was beginne ich?

Friedemann verneigte sich.

— Mein Fräulein, bestimmen Sie, ich stehe zu Ihren Diensten.

— Sie sprachen von dem Wirthshause zum Lamm?

— Dessen Besitzer ich kenne.

— Ist er ein humaner Mann?

— Meine Karte wird den Reisenden Aufnahme verschaffen.

— Aber man könnte sie dennoch abweisen . . .

— Dient es Ihnen zur Beruhigung, so führe ich selbst die Schauspieler ein — ich gebe gern meinen Spazierritt auf, um das gute Werk zu vollenden, das Sie so groß=herzig begonnen haben.

— Der Schauspieler ist ein gebildeter Mann; er muß sein Unglück doppelt fühlen.

— O gewiß!

— Reiten Sie ihm nach — ich bitte dringend darum!

— Zu Befehl! sagte der Husar, seine Hand an die Mütze legend.

— Ein Schutz ist auch nöthig — die Kleinen könnten vor Erschöpfung die Stadt nicht erreichen. Mein Herr, vergessen Sie nicht, einen Arzt zu rufen — auf meine Kosten!

Sie sprang in den Wagen.

Friedemann schloß den Schlag.

— Kann ich mich auf Sie verlassen? fragte sie noch einmal und zwar mit einem so zauberischen Lächeln, wie es der Husar in seinem Leben nicht gesehen hatte.

Eine Versicherung konnte er nicht aussprechen, er nickte nur mit dem Kopfe. Da reichte sie ihm die Hand, und als er diese ergriff, fühlte er einen innigen Druck. Unwill=kührlich erwiederte er den Druck.

— Fort! rief die ältere Dame, der die Verhandlungen über eine Bettlerfamilie zu mißfallen schienen.

Der Wagen rollte dem Forsthause zu.

Friedemann sah ihm nach bis er zwischen den Bäumen verschwand.

— Ein Engel in Menschengestalt! rief er aus. Und dieser Engel heißt Antonie!

Er bestieg sein Pferd und sprengte der Stadt zu.

Schon nach einigen Minuten sah er den traurigen Zug auf der Landstraße. Klara war mit ihrem Schwesterchen weit voraus. Der Vater schleppte sich mühsam vorwärts, und Fritz hatte seine Noth mit dem jüngsten Knaben, dessen kleine Beine die Schwierigkeiten des rauhen Weges nicht überwinden konnten. Sie hatten ja schon eine weite Reise gemacht.

Da kam ein Ackerwagen aus dem Felde und lenkte in die Fahrstraße ein. Friedemann näherte sich dem Knechte, der singend seine Pferde lenkte.

— Freund, redete er ihn an, wollen Sie ein gutes Trinkgeld verdienen?

— Es kommt darauf an, was ich thun soll.

— Nichts, als jene Leute nach der Stadt fahren, die dort wandern. Hier ist ein Thaler.

— O ja, Herr; ich habe heute Feierabend. Es geht schon, daß ich eine Stunde später nach Hause komme.

— Sie kennen das Wirthshaus „zum Lamm?“

— Natürlich; ich spanne dort aus, wenn ich zur Stadt komme.

— Hier ist das Geld, nun fahren Sie!

Bald saß die ganze Familie in dem Stroh des Ackerwagens, der langsam und sicher der Stadt zu fuhr. Die Knaben jubelten, daß sie fahren konnten, der Vater starrte düster vor sich hin und Klara saß still weinend, den kranken Liebling auf dem Schooße, der von Zeit zu Zeit schmerzlich wimmerte. Netty mußte doch wohl eine Verletzung erhalten haben.

Der Husar sprengte davon. Als in der Abenddämmerung der Ackerwagen vor dem Gasthause hielt, war bereits ein Zimmer für die Reisenden eingerichtet. Der Wirth schüttelte beim Anblicke der Gäste lächelnd den Kopf.

— Das kann nur Herr Albers machen, sagte er zu seiner Frau. Der bringt uns ja eine wahre Vagabunden-Familie in's Haus. Mir kann's recht sein — wenn der reiche Mann bezahlt!

— Der alte Albers darf nicht darum wissen, meinte die Frau. Nimm Dich nur in Acht, wenn er einmal kommt, daß Du nicht zu viel sagst.

— Werde mich hüten. Es gefällt mir von dem Freiwilligen, daß er sein Geld auf diese Weise verwendet; in

dem ganzen Regimente ist keiner, der sich um die Armuth kümmert.

— Herr Albers kann es auch, er hat ja Geld genug. Schicke Du zu dem Doctor für das kranke Kind, ich werde den Gesunden, die ganz verhungert aussehen, das Abendessen besorgen.

Der alte Schauspieler saß mit seiner Familie bei Tische. Hätten Friedemann und Antonie gesehen, wie glücklich die armen Leute waren, wie sie sich das Essen schmecken ließen, sie würden reich belohnt gewesen sein. Nur Klara konnte sich der Freuden des Mahls nicht hingeben, da Netty ihr schwere Sorgen machte. Das Schwesterchen nahm weder Speise noch Trank, es hörte nicht auf das freundliche Zureden und lag wie betäubt in den reinlichen Kissen. Man erwartete den Arzt in peinlicher Unruhe. Endlich kam er. Klara erzählte, was geschehen. Die Mienen des Doctors waren sehr ernst, als er den Kopf des Kindes untersuchte. Er sprach von Contusionen und Gehirnerschütterungen. Nachdem er Blutegel gesetzt und Vorschriften betreffs der Pflege gemacht, entfernte er sich mit dem Versprechen, am nächsten Morgen wiederzukommen.

Es war neun Uhr Abends.

Die Kinder schliefen schon. Auf dem Tische brannte eine Kerze. Der alte Schauspieler rauchte eine Cigarre und trank Bier. Diesen Genuß hatte er lange entbehren

müssen. Er fühlte sich so behaglich, daß er sein krankes Kind, das unter dem leisen Singen Klara's eingeschlafen war, darüber vergaß.

Klara saß still auf einem Stuhle, das müde Köpfchen an die Wand gelehnt. Ihre Augen waren trübe, sie brannten von dem Weinen in der frischen Frühlingsluft. So müde sie auch war, sie konnte nicht schlafen.

— Vater, fragte sie, was beginnen wir nun?

— Kommt Zeit, kommt Rath! murmelte der Alte.

— Wir werden uns hier nur so lange aufhalten, als es nöthig ist. Das Geld müssen wir auf die Reise verwenden, damit wir nicht wieder in die gräßliche Nothwendigkeit kommen, zu betteln! Für das Geklimper auf der Guitarre will Niemand bezahlen.

— O, Klara, sagte verletzt der Alte, Du singst Deine Lieder vortrefflich und kannst so viel spielen, um sie zu begleiten. Aber die Bauern, die Dein Auditorium bildeten, haben keinen Geschmack, ein Gassenhauer ist ihnen lieber, als das herrliche Lied aus Weber's Preciosa, das Du auf jeder Hofbühne singen kannst. Versäume es nicht, die Rolle der Preciosa zu memoriren — Du wirst sie spielen, recht bald spielen.

— Lieber Vater, so lange ich für unsere Netty sorgen muß . . .

— Diese Sorge kann Dich nicht abhalten, den Grund-

stein zu Deinem Glücke zu legen. Wenn ich sage, daß Du Talent hast, so ist es wahr. Niemand kann das besser beurtheilen als ich! Deine Mutter war die erste Preciosa, die erste Louise in Kabale und Liebe, die erste Julia in Romeo, mit einem Worte die erste Darstellerin in diesem Fache des ganzen deutschen Theaters. Und wer hatte ihr Talent erkannt? Ich! Wer hatte sie gebildet? Wieder ich! Aber das Unglück verfolgte uns auf Tritt und Schritt. Krankheiten, Directionsbankerotte, Intriguen, Haß und Neid, der Tod Deiner Mutter — Alles vereinigte sich, um uns dahin zu bringen, wo wir jetzt sind. Klärchen, die Hoffnung gebe ich nicht auf — Du wirst als ein Stern erster Größe am Theaterhimmel glänzen. Ehe wir das Bad erreichen, bist Du fest als Preciosa, und B. wird sich glücklich preisen, wenn Du bei ihm auftrittst Betrachte die Koriphäen der Gegenwart — was sind sie? Komödianten, Gaukler, oberflächliche Menschen, die nach Effekt haschen und die wahre Kunst mit Füßen treten, weil sie sie nicht kennen. Ich habe mich oft genug über dieses Kapitel ausgesprochen und bleibe fest bei meinen Ansichten. Die Preciosa also muß fertig werden; morgen früh gehen wir an die Arbeit. Ich werde das Stück souffliren — verlaß Dich darauf, Klärchen — Du siehst mich im Kasten. Die zweite Rolle wird die Louise sein — ich spiele den Wurm! Mädchen, diese Rolle hat mir noch Niemand

nachgespielt, und wenn Friedrich Engelbrecht wieder auf den Brettern erscheint, wird er den Leuten zeigen, was eine gediegene Schule ist. Der große Ludwig Devrient war mein Vorbild, und ich kann wohl sagen, daß ich ihm nahe gekommen bin, wenn, was mir die Bescheidenheit zu sagen verbietet, wenn ich es nicht erreicht habe! Seidelmann hatte mehr Glück als ich! Ja, das liebe Glück!

Er leerte das Bierglas in einem Zuge. Man sah es ihm an, daß er Virtuose im Trinken war. Dann ging er auf und ab, große Rauchwolken ausblasend. Sein Auge glühete — er schwelgte in der Erinnerung und schmeichelte sich mit frohen Hoffnungen. Der glückliche Mann! Die geringe Summe, die man ihm geschenkt, genügte, um den Jammer der Gegenwart vergessen zu machen.

Klara kannte ihren Vater; sie wußte aus Erfahrung, daß er völlig niedergeschmettert war, wenn der letzte Groschen ausgegeben. Um ihm die glücklichen Illusionen nicht zu zerstören, schwieg sie. Zwar hatte sie auch schon daran gedacht, einen Versuch auf der Bühne zu machen, denn ihr blieb Nichts anders, wenn sie erwerben wollte, wie sie doch mußte; aber die Ungunst der Verhältnisse hatte sie bisher daran gehindert. Sie theilte die sanguinischen Hoffnungen des Vaters nicht; ein bescheidener Wirkungskreis, der ihr so viel eintrug, daß sie für die Erziehung der jüngern Geschwister sorgen konnte, war das Ziel ihres Strebens.

Schlafen konnte sie nicht; sie holte ein altes, vielgebrauchtes Buch aus dem Felleisen und begann die Rolle der Preciosa zu memoriren.

Alles war still in dem Zimmer. Die vier Kinder, die in einem Bette lagen, schliefen süß. Auch Netty regte sich nicht. Engelbrecht stand am Fenster und sah in die vom Monde beleuchtete Straße hinaus.

Da klopfte es leise an die Thür.

— Noch so spät? murmelte der Schauspieler.

— Vielleicht kommt unser Wohlthäter! flüsterte Klara.

Sie öffnete die Thür.

Friedemann, in eleganten Civilkleidern, trat ein. Er glich einem Stutzer ersten Ranges.

Klara erkannte ihn, trotz des Kleiderwechsels. Sie hatte sich seine freundlichen, schönen Züge zu tief eingeprägt.

— Störe ich? fragte er leise.

— O, nein, Herr, Sie sind stets willkommen!

— Ich wollte nachsehen, ob der Wirth gut für Sie sorgt.

Die dankbare Klara bot ihm freundlich einen Stuhl.

— Wir sind vollkommen zufrieden, sagte der Alte. Die Leute machen zwar keine Complimente mit uns, aber sie gewähren uns doch Alles, dessen wir bedürfen.

— Ihre Empfehlung, fügte Klara hinzu, hat Wunder bewirkt.

— Legen Sie nicht zu großes Gewicht darauf, entgegnete Friedemann.

— Lieber Gott, wir müßten vielleicht im Felde schlafen, wenn Sie sich unserer nicht angenommen hätten.

Das Mädchen sprach diese Worte in einem so rührenden Tone, daß der junge Mann mächtig davon ergriffen ward.

— Mein Herr, fuhr Engelbrecht auf, der Schauspieler wird nur so lange beachtet, als er auf der Bühne steht; hat er das Kostüm abgelegt, so zählt man ihn zu den ganz gemeinen Menschen, die von der Gesellschaft ausgeschlossen werden müssen. Ich kenne Fälle, daß brave Schauspieler auf der Landstraße verhungert oder erfroren sind. Andere haben sich das Leben genommen, weil sie das Elend nicht ertragen konnten. Die sind die glücklichsten, die im Irrenhause gestorben sind. Mein Herr, dächten und handelten alle Menschen wie Sie, der dramatischen Kunst würde eine neue Aera anbrechen.

— Sprechen Sie nicht weiter! rief Friedemann abwehrend. Ich habe ja so wenig gethan . . .

— Sie haben eine ganze Familie vom Verderben gerettet! rief pathetisch der Schauspieler. Sie allein hatten ein fühlendes Herz, und dafür wird Ihnen Gott lohnen. Wenn meine Klara einmal von der Bühne herab glänzt

und das Publicum enthusiasmirt, dann können Sie sich mit Stolz sagen: „Das ist mein Werk!"

Er legte die Hand auf das Haupt des bleichen Mädchens, das vor Verwirrung die Blicke zu Boden senkte.

Der junge Mann suchte das Gespräch von dem beregten Gegenstande abzulenken; er wünschte der Tochter Glück zu dem Vorsatze, sich der Bühne zu widmen, und fragte nach dem kranken Kinde.

Man zeigte es ihm.

Es lag in einem unruhigen Schlummer.

Klara begann zu weinen.

— Der Arzt bringt Hülfe! tröstete Friedemann.

— Das gebe Gott!

— Der Doctor ist der geschickteste in der Stadt, menschenfreundlich und gut. Ich habe ihm die größte Sorgfalt zur Pflicht gemacht.

Klara konnte sich nicht enthalten, dem jungen Manne die Hand zu küssen.

— Sie sind unsere Vorsehung! schluchzte sie.

— Vergessen Sie die Dame nicht, ich handele nur in ihrem Auftrage.

Dadurch glaubte er, sich den Dankesergießungen der armen Leute zu entziehen.

— Die Dame! rief Klara bestürzt. Mein Gott, wie

ist mir denn? Ich bin so verwirrt — es war ja auch eine Dame in dem Walde . . .

— Mein Herr, bat der Schauspieler, nennen Sie uns den Namen jener Dame.

— Warum?

— Wir müssen ihr danken. Der Anstand erfordert es, daß ich morgen . . .

— Dessen bedarf es nicht!

— So werde ich ihr wenigstens schreiben. Ich bitte, nennen Sie mir die Adresse.

— Das ist nicht möglich!

— Da haben wir's! murmelte der Alte verdrießlich. Man will mit uns nicht verkehren — jeder Hund leckt die Hand dessen, der ihm wohlthut — der Komödiant muß die Gefühle in seiner Brust begraben.

Der extravagante Alte kreuzte die Arme und sah starr zu Boden. Friedemann glaubte ihn beruhigen zu müssen.

— Nehmen Sie meine Weigerung nicht so auf, sagte er freundlich. Ihre unverschuldete Armuth ist für mich kein Grund, Ihrer Bitte nicht zu entsprechen. Ich achte die Kunst und die Künstler, gleichviel in welchem Gewande sie mir entgegentreten. Wüßte ich den Namen Ihrer Wohlthäterin, die ein Zufall in das Gehölz führte, ich würde ihn Ihnen ohne Zögern nennen.

— Sie kennen ihren Namen nicht? fragte Klara.

— Ich habe sie früher nie gesehen.

— Das ändert die Sache! sagte Engelbrecht. So werde ich meinen Dank durch das Anzeigeblatt dieser Stadt aussprechen. Denn danken muß ich ihr, die meine Tochter so liebevoll pflegte. Mehr hätte eine Mutter, eine Freundin nicht thun können. Die gute Dame zeigte einen Heroismus, dessen nur wenig Frauen fähig sind. Ich werde ein Lobgedicht schreiben, werde die Heldin besingen. Noch mehr: ich werde den Vorgang im Walde zu einem Schauspiele benützen!

— Vater! Vater! ermahnte Klara.

— Die herrliche Gestalt, das Madonnengesicht, die Thränen in ihren schönen Augen, die feine Hand, welche die Schläfe meiner ohnmächtigen Tochter mit Wasser besprengt, das Sie, mein Herr, aus dem nahen Bache geholt — Sie, der Sohn des Mars, der neben ihr kniete — das ist eine Scene, die, gut geschildert, gut dargestellt, ihre Wirkung nicht verfehlen kann. Und welch eine Anlage zu einem socialen Schauspiele! Der Stoff ist so dehnbar, so pikant — es lassen sich fünf Akte daraus machen. Man sucht oft vergebens nach einem Stoffe, und hier findet sich ein vortrefflicher auf der Landstraße!

Engelbrecht ging sinnend auf und ab.

— Verzeihen Sie meinem Vater, flüsterte Klara ihrem Wohlthäter zu; das Unglück hat ihn so gebeugt, daß er

mitunter nicht weiß, was er spricht. Stets macht er Pläne, so großartig und kühn, daß sie nie zur Ausführung gelangen können.

In diesem Augenblicke trat ein Aufwärter ein. Er blieb an der geöffneten Thür stehen und rief hinaus!

— Hier wohnen die Schauspieler — kommen Sie nur, Madame, die Leute schlafen noch nicht.

Eine Dame stand an der Schwelle. Sie trug einen langen dunkeln Mantel, dessen Kaputze sie über den Kopf gezogen hatte. Ein schwarzer Schleier verhüllte ihr Gesicht. Sie nahm Anstand, das Zimmer zu betreten, schien es aber auch nicht über sich gewinnen zu können, umzukehren. Die plumpe Unvorsichtigkeit des Aufwärters hatte sie in Verlegenheit gesetzt.

Friedemann stand neben dem Bette des kranken Kindes. Er zitterte.

Was er gehofft, sollte in Erfüllung gehen: diese Dame konnte nur Antonie sein, die das Mitleid so spät noch zu den armen Leuten führte.

Es war an ihm, die peinliche Pause zu unterbrechen.

Er näherte sich ihr, grüßte durch eine tiefe Verneigung und sagte:

— Sie sehen, mein Fräulein, daß Ihre Befehle pünktlich ausgeführt sind.

— Kennen Sie mich denn? fragte eine weiche Stimme.

— Wer anders sollte wohl das Unglück aufsuchen, als der Engel der Güte und Milde!

— Sie sind es! rief die Dame überrascht.

Nun warf sie den Schleier zurück.

Da zeigte sich Antonie's reizendes Gesicht wie in einem schwarzen Rahmen.

Vater und Tochter standen unbeweglich in der Mitte des Zimmers.

In diesem Augenblicke weinte die kleine Netty.

— Was ist das? rief Antonie.

Aengstlich überschritt sie die Schwelle und eilte zu dem Kinde. Klara hatte die Kerze ergriffen und beeilte sich zu leuchten. Das Kind sah entsetzlich bleich aus.

— War ein Arzt hier? fragte Antonie erschreckt.

— Ja!

— Wie hat er sich über den Zustand des Kindes geäußert?

Klara erzählte.

— Er wird, er muß es heilen! rief Antonie. Genügt ein Arzt nicht, so rufe man zwei, drei. Ich bin untröstlich, daß durch meine Schuld das Unglück geschehen.

— Verzeihung, mein Fräulein, entgegnete Friedemann, kein Vernünftiger wird Sie für die Unachtsamkeit Ihres Kutschers verantwortlich machen.

— Und dennoch trage ich die Schuld! flüsterte sie schmerzlich.

— Wie ist das möglich?

— Ich habe eigensinnig die Spazierfahrt nach dem Forsthause vorgeschlagen; wäre sie unterblieben . . .

Sie unterbrach sich und küßte sehr erregt die Wangen Klara's, deren Angst um das Schwesterchen durch die Besorgniß Antonie's von Neuem geweckt wurde.

— O, ihr armen Wesen, rief sie dann, ich habe euch ein großes Leid zugefügt! Gott wird gnädig sein und die Bemühungen der Menschen segnen, daß die Kranke bald genese. Es soll an Nichts fehlen, der Wirth sorgt für alle Bequemlichkeiten. Und hier ist Geld — sie drückte Klara ein Taschenbuch in die Hand — nehmen Sie, mein liebes Kind, kaufen Sie Kleider, Tücher und Bänder für sich und für die Geschwister, flüsterte sie ganz leise. Wenn die Summe nicht reicht, bringe ich mehr. Und der Kranken hier habe ich ein hübsches Kleidchen mitgebracht, auch eine Perlenmütze — schmücken Sie das liebe Kind, daß ich meine Freude an ihm habe, wenn ich morgen Abend Sie besuche. Ist es nöthig, so miethen Sie eine Wärterin auf meine Kosten, denn Sie bedürfen der Ruhe nach den Anstrengungen der Reise.

Abwechselnd neigte sie sich zu Netty, dann zu Klara,

um ihr Muth und Trost zuzuflüstern, und sie selbst war des Trostes bedürftig, denn sie hielt Netty für sehr krank.

Friedemann war gerührt, entzückt und von Bewunderung erfüllt. Welch ein Herz, welch ein tiefes Gefühl offenbarte Antonie, und wie zart behandelte sie die armen Menschen, die einsam und verlassen durch das Leben wanderten, gebeugt von Jammer und Elend.

— Nun gute Nacht! rief sie. Ich sehe Sie wieder — morgen, wenn Alles ruhig, wenn die Kinder wieder schlafen.

Jetzt warf sie einen Blick auf Friedemann.

— Nicht wahr, fragte sie verwirrt, das Kind wird genesen?

— Ich werde Erkundigung einziehen bei dem Arzte, wenn es zu Ihrer Beruhigung dienen kann.

— Gewähren Sie mir eine Bitte.

— Befehlen Sie, mein Fräulein.

— Begleiten Sie mich; es giebt noch so Manches zu besprechen . . .

Mehr konnte Friedemann nicht wünschen. Er war glücklich, so glücklich, daß er die Noth des Schauspielers vergaß. Ehe er recht wußte, wie es gekommen, befand er sich mit Antonie auf der Straße. Sie gingen durch Frachtwagen und andere Fahrzeuge, die in zwei Reihen vor dem Gasthofe aufgestellt waren. Aus der Straße

kamen sie in die Promenade. Es war eine prachtvolle, milde Frühlingsnacht. Der Mond schien hell durch die Bäume, deren Blätter sich aus den Knospen hervordräng= ten. Die Luft war still. In den Häusern, die rechts und links von der Promenade lagen, brannten schon längst die Lichter nicht mehr. Kein Spaziergänger zeigte sich; die beiden jungen Leute waren die einzigen Personen in der stillen Allee, deren Bäume lange Schatten warfen.

— Sie haben spät den Gang unternommen, begann Friedemann, der mit klopfendem Herzen an der Seite der Schönen schritt.

— Leider war es mir nicht möglich, früher das Haus zu verlassen, ich mußte erst die Abendtafel abwarten. Eine unbeschreibliche Seelenangst peinigte mich, die Angst um das kranke Kind, dessen Leben ich in Gefahr glaubte. Der arme Schauspieler hat Alles verloren, er zieht als Bettler durch die Welt, hat weder Freunde noch sonst eine Stütze, und nun sollte er auch noch auf meine Veranlassung das Kind einbüßen, das seinem Herzen theuer ist. Nein, ich mußte mir Beruhigung holen, und nach Kräften die Lage der Unglücklichen mildern.

— Diese Gesinnung, mein verehrtes Fräulein, macht Ihrem Herzen Ehre; aber ich glaube doch, daß Sie in Ihren Annahmen ein wenig zu weit gehen.

— Mag sein, ich kann nicht dafür, ich bin, wie ich

bin. Wissen Sie, daß mir zu Muthe war, als ob ich einen Mord auf der Seele hätte? Das bleiche Kind mit den Blutflecken am Kopfe sah ich stets vor mir, ich hörte das Weinen der Geschwister und den Verzweiflungsruf des Vaters. Mir wollte das Essen nicht schmecken, die Unterhaltung bei Tische war für mich nicht da. Nie habe ich so peinliche Stunden verlebt. Wäre ich nicht fest überzeugt gewesen, daß Sie, mein Herr, als ein schützender Genius über die Familie wachten, es würde mir unmöglich gewesen sein, in der Gesellschaft bis zum Desert auszuharren. Kaum war ich frei, als ich davon eilte. Es war mir ein Trost, daß ich Sie dort angetroffen habe.

Eine laute Unterhaltung und Säbelgeklirr scholl durch die Nacht.

In der Entfernung sah man eine Gruppe Officiere, die, wie sich aus ihrer Fröhlichkeit schließen ließ, von einem Gelage kamen. Der Wein mußte ihre Köpfe erhitzt haben, denn sie brachen von Zeit zu Zeit in helles Lachen aus.

Antonie erschrack.

An ein Ausweichen war nicht zu denken, da es rechts und links keinen Seitenweg gab. Umkehren mußte Verdacht erregen, man war den Officieren zu nahe. Antonie blieb unentschlossen stehen, indem sie den Schleier fester über das Gesicht zog.

— Das ist mehr als unangenehm! flüsterte sie.

— Mein Fräulein, ich bitte, reichen Sie mir Ihren Arm. Wenn ich Sie führe, wird sich Niemand einen unzeitigen Scherz erlauben.

— Die Herren scheinen sehr aufgeregt zu sein.

Sie legte ihren Arm in den seinigen.

Friedemann begann laut ein gleichgültiges Gespräch, und so führte er seine Dame, die wie ein Blatt zitterte, an den lustigen Officieren vorüber, von denen keiner es wagte, ein bezügliches Wort zu äußern. Sie machten Platz und gingen weiter.

Dieser Zwischenfall hatte außer dem Schrecken auch das Gute bewirkt, daß der Freiwillige die Dame führen konnte, die seit dem verflossenen Nachmittage all sein Dichten und Trachten war. Ihr Arm lag in dem seinigen, er berührte ihre Schulter und fühlte das leise Zittern ihres ganzen Körpers. Wenn er sich das reizende Gesicht mit den seelenvollen Augen dachte, fuhr ein kalter Schauer durch seine Adern. Er hatte ein Mädchen gefunden, wie seine Phantasie es geträumt. Antonie war edel und erhaben, echt weiblich und zeigte Herz und Gemüth. Dabei war ihre Stimme einschmeichelnd, und Alles, was sie sprach, zeigte von feiner Bildung.

Aber wer war dieses Ideal?

Antonie hatte von „Abendtafel“ gesprochen, sie mußte einer hochgestellten Familie angehören. Vielleicht lag eine

kaum zu überschreitende Kluft zwischen ihr und ihm, dem Sohne eines schlichten Landmanns, vielleicht war mit diesem Heimgange die kaum angeknüpfte Bekanntschaft wieder vorbei. Es mußte sich bald zeigen, wo die Schöne wohnte.

Antonie entzog dem Führer ihren Arm nicht wieder, sie ging schweigend weiter.

Friedemann war wortkarg geworden, die Ungewißheit lastete wie ein Alp auf seinem Herzen. Er fühlte, daß er unglücklich sein würde, wenn eine Annäherung ihm nicht erlaubt sein sollte. Die Hindernisse, die er vermuthete, erhitzten seine Phantasie und zum ersten Male in seinem Leben bedauerte er, daß sein Vater neben dem Reichthume nicht auch Rang besaß. Antonie konnte die Tochter eines Kavaliers, eines Edelmanns, eines hochgestellten Officiers, sein — und er war ein gemeiner Husar, der jedem Officier die Honneurs machen mußte. Seine Lage kam ihm mehr als schwierig, sie kam ihm peinlich vor. Fast hätte er gewünscht, das Abenteuer im Walde nicht erlebt zu haben.

Die Promenade war zu Ende und das Paar trat in die Hauptstraße der Stadt, wo die reichen Leute wohnten. Vor dem dritten Hause blieb Antonie stehen.

— Ich danke Ihnen, flüsterte sie. Nun bin ich am Ziele. Werden Sie fortfahren, für unsere Armen zu sorgen?

— Gewiß, o gewiß! rief der Freiwillige, wie aus einem Traume erwachend.

— Vielleicht treffen wir uns noch einmal in der Wohnung des Elends.

— Wann? fragte Friedemann hastig. Wann?

— Morgen Abend um dieselbe Zeit wie heute — wenn mich nicht wichtige Umstände zurückhalten.

— Und Sie erlauben mir, daß ich Ihr Führer sein darf?

— Ich bitte Sie darum! Nun gute Nacht!

Sie zog ihr Händchen unter dem Mantel hervor und reichte es ihm.

Friedemann wagte es, seine heißen Lippen auf den feinen Handschuh zu drücken. Ehe er die Hand entließ, fühlte er einen leichten Gegendruck. Er konnte sich wohl geirrt haben — oder wenn nicht, so war dieser Druck eine Aeußerung des Dankes für geleistete Dienste. An eine Neigung von Seiten der Dame zu glauben, fehlte ihm der Muth.

Wie betäubt stand er da.

Antonie war verschwunden. In der Bestürzung hatte er vergessen, ihre Spur zu verfolgen. Wo war sie geblieben? In welches Haus war sie gegangen? Die Straße war so mondhell, daß sich jeder Gegenstand genau unterscheiden ließ. Dort stand ein Brunnen und eine große

Gaslaterne. Man konnte sogar die Buchstaben an den Firmen der Kaufleute lesen. Und Antonie war wie ein Geist verschwunden.

Der Freiwillige verwünschte seine Zerstreuung.

Was sollte nun werden, wenn Antonie nicht wieder kam? Er wußte nicht einmal ihre Wohnung. Sollte sie ihn absichtlich getäuscht haben? Sollte es in ihrem Plane liegen, sich ihm zu entziehen?

Er ging langsam auf dem Trottoir weiter. Tausend Gedanken und Befürchtungen drängten sich ihm auf. Man kann sich nicht darüber wundern, denn Friedemann liebte.

Da trat ihm der Nachtwächter entgegen. Er kam aus der Richtung her, die Antonie eingeschlagen hatte.

— He, Freund, hier ist ein Thaler!

— Danke, Herr. Was kann ich thun, um ihn zu verdienen?

— Mir antworten.

— Weiter Nichts?

— Offen und ehrlich antworten.

— Das kann geschehen, mein Herr. Für einen Thaler thut ein Nachtwächter mehr.

Wie man sieht, war dieser Sicherheitsmann nicht bösartig, er liebte das Geld.

Friedemann führte ihn auf die Mitte der Straße, dann fragte er:

— Ist Ihnen vorhin eine Dame begegnet?

— Ja, Herr.

— Wie sah sie aus?

— Schwarz, ganz schwarz. Sie hatte sogar das Gesicht mit einem schwarzen Schleier verhangen.

— Diese meine ich.

— Nun, es ist mir lieb, daß ich Auskunft geben kann.

— Wohin ist diese Dame gegangen?

— Auch das kann ich Ihnen sagen, mein Herr.

Der Nachtwächter antwortete zum Verdrusse des glühenden Liebhabers viel zu langsam.

— Fassen Sie sich kurz, Freund.

— Das kann geschehen.

— Also wohin ist die Dame gegangen?

— In das zweite Haus von hier. Dort, wo der Balkon mit den Säulen ist. Sie sehen doch die nackten Männer mit den Schlangenhaaren, die den Balkon tragen?

— Ja, ich sehe sie. Aber wissen Sie das auch genau?

— Ich muß es wohl wissen, denn ich habe der Dame die Thür aufgeschlossen, und zwar so leise, daß es Niemand hörte. Sie wollte es nämlich so. Und dann schlich sie auf den Zehen die Treppe hinauf. Morgen Abend soll ich ihr denselben Dienst leisten — so sagte sie mir im Vertrauen, und ich kann mir die Sache schon erklären, denn ich habe gesehen, daß Sie mit ihr gekommen sind. Auf

mich können Sie sich verlassen, lieber Herr, ich bin verschwiegen wie mein Horn, wenn man nicht hineinbläs't.

Friedemann hatte das große, stattliche Haus angesehen.

— Wer wohnt dort? fragte er.

— Das wissen Sie nicht?

— Nein, ich bin erst seit einigen Monaten in der Stadt.

— In dem Hause wohnt ein altes Fräulein von Biberstein — sie ist ja bekannt in der Stadt. Alle Welt wundert sich, daß sie allein in dem großen Hause wohnt — drei Stockwerke — wie manche Familie könnte da Obdach finden. Es muß der alten Dame unheimlich zu Muthe sein in den vielen großen Zimmern. Man kann sie nicht einmal alle überwachen. Nie sieht man die Fenster beleuchtet, nie ist Gesellschaft dort — ich habe oft geglaubt, das große Haus sei gar nicht bewohnt.

Der Nachtwächter nahm behäbig eine Prise.

— Wer ist nun die junge Dame? fragte Friedemann.

— Nun, das müssen Sie doch wohl wissen. Man führt doch nur eine Dame, die man kennt. Der Herr hat mich zum Besten mit dieser Frage. Uebrigens könnte ich es nicht einmal sagen, selbst, wenn Sie mir noch einen Thaler schenkten. Die Tochter des Fräuleins von Biberstein mag sie wohl nicht sein, vielleicht ist sie eine Verwandte oder eine Schwester.

Der Freiwillige betrachtete noch einige Zeit das große

Haus, das, wie der Nachtwächter gesagt hatte, wirklich wie unbewohnt aussah. Die Fenster des Erdgeschosses und des ersten Stocks waren mit Gitterläden geschlossen. Durch keins derselben blinkte ein Licht, wie in den Nachbarhäusern. Für den äußern Schmuck mußte schon lange kein Hand gesorgt haben, denn der Kalk war an verschiedenen Stellen abgefallen und einige der Gitterläden befanden sich nicht in der normalen Stellung. Der zweite Stock trug deutlich das Gepräge völliger Verlassenheit und die Dachluken standen offen, sie glichen großen schwarzen Punkten. Jedem Andern würden diese Dinge gleichgültig gewesen sein — für unsern Friedemann hatten sie das größte Interesse. Er dachte noch über den Charakter des Hauses nach, als er sich in seinem Zimmer befand. Spät ging er zu Bett, und früh stand er wieder auf. Antonie machte ihm weidlich zu schaffen.

Gegen acht Uhr rückte das Regiment mit voller Musik zum Exercieren aus. Es kam durch die Straße. In allen Fenstern sah man neugierige Leute das große Haus lag noch eben so still als am verflossenen Abende — die Thür des Balkons und die Läden, die einmal grün gewesen, waren fest verschlossen. Die Bewohner mußten entweder noch schlafen oder sie hatten keinen Sinn für militärische Schauspiele. Um Mittag kam das Regiment zurück. Die Trompeter schmetterten einen lustigen Marsch durch die

Straße, der alle Thüren und Fenster öffnete. Dem Friedemann klopfte das Herz, ihm ward die Zeit zu lang, ehe er an das Haus kam. Jetzt, so dachte er, wird Antonie Toilette gemacht haben und, wie so viele andere Damen, an dem geöffneten Fenster stehen. Seine Hoffnung war vergebens — an dem Hause hatte sich Nichts geändert.

Die Stunden des Tages verflossen dem Verliebten langsam. Die Kameraden, die ihn zu einer Landparthie einluden, wies er ab. Ruhig verblieb er in seinem Zimmer und las Schiller's Gedicht an Laura. Dann griff er zu Kabale nnd Liebe und versenkte sich in den Charakter des Ferdinand. So kam der Abend. Um neun Uhr wollte Antonie bei der armen Schauspielerfamilie sein — Friedemann, schwärmerisch gestimmt, betrat schon um acht Uhr das Gasthaus „zum Lamm." Er klopfte leise an die Thür. Engelbrecht rief mit sonorer Stimme sein „herein!" Das Zimmer ward durch eine Kerze erhellt. Die kleinen Kinder schliefen, Klara studirte die Preciosa und der Vater ging, eine Cigarre rauchend, auf und ab.

— Willkommen, wackerer Sohn des Mars! rief er aus. Ich habe mich gesehnt nach Ihnen.

Er war sehr aufgeregt, sein Gesicht glühete.

— Kann ich Ihnen noch nützen? fragte der Freiwillige.

— O, mein Herr, man muß die Güte seiner Beschützer nicht mißbrauchen! Nein, nicht ein selbstsüchtiges Interesse

fachte die Sehnsucht in mir an, sondern ein Gemüthszustand, den ich Ihnen nicht beschreiben kann. Betrachten Sie mich, ich trage anständige Kleider. Diesen Nachmittag habe ich einen Spaziergang machen können, ohne durch meine Armuth Aufsehen zu erregen. Ich war der anständigen Gesellschaft wieder näher gerückt, die mich eine Zeit lang ausgestoßen hatte. Und das, mein Herr, verdanke ich Ihnen.

— Es ist ja wenig! wandte Friedemann ein.

— Das Kostüm ist überaus wichtig, sowohl auf der Bühne als auf der Straße! Wie mancher Schauspieler verdankt seinen Erfolg dem Kostüme. Gut geschminkt, frisirt und aufgeputzt ist die halbe Rolle. Dort im Winkel liegen meine Reiseskleider; ich werde sie wieder hervorsuchen, wenn ich einmal den Dalville spiele in „drei Tage aus dem Leben eines Spielers." Sie kennen doch das Stück?

— Ich habe es mit großem Interesse gesehen.

— Der Dalville ist eine Prachtrolle! Ich habe sie früher gut gespielt; jetzt werde ich sie noch besser spielen.

— Der Kleider wegen? fragte Friedemann lächelnd.

— Nein, aus andern Gründen. Ich lausche meine Rollen der Natur ab, jede Fingerbewegung, jeder Schritt, jeder Tritt ist Natur. In bessern Kreisen habe ich mich oft bewegt, die Salonmenschen, die Intriguants, die Erbschleicher, die Heuchler, die falschen Spieler und falschen

Freunde, die Geizigen, die Wucherer, die Verschwender und nobeln Spitzbuben habe ich kennen gelernt, ich gebe sie wieder, wie sie im Leben existiren; nur das Elend, das schwarze, gräßliche Elend war mir fremd. Jetzt kenne ich es aus Erfahrung, ich weiß, wie dem Manne zu Muthe ist, der kaum seine Blöße bedecken kann, der kein Obdach, keine Heimath, keine Freunde hat, der Hunger und Durst leidet, der abgewiesen wird, wenn er bettelnd an die Thüren klopft, der sich vor den Gensdarmen verbergen muß, wenn er nicht wie ein Verbrecher eingesteckt werden will, der vor Entbehrung und Müdigkeit umsinkt. Aber das ist noch nicht Alles: ich kenne auch den Schmerz, der die Brust durchwühlt, wenn die Gattin, die Jammer und Noth getödtet, im Sarge liegt; wenn die Kinder nach Brod schreien und hungrig auf das Strohlager gehen müssen, das der Schenkwirth aus Gnade und Barmherzigkeit im Pferdestall anweis't, weil er die zerlumpte Familie nicht im Zimmer duldet. Das Alles steht auf der Tafel meiner Erinnerung, und was ich selbst durchlebt, das gebe ich auf der Bühne mit erschütternder Wahrheit wieder. Ein echter Künstler muß das Leben in allen seinen Phasen kennen lernen! Dann findet er stets verwandte Situationen mit denen, die der Dichter gezeichnet hat. Jetzt bin ich um eine große Erfahrung reicher!

Der Schauspieler schwieg. Er trat zu seiner Tochter

und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn. Jetzt betrachtete Friedemann das arme Kind. Wie schön war Klara heute in dem braunen Merinokleide, das sie in einem Laden gekauft hatte. Sie trug auch einen kleinen Shawl von rother Wolle an dem schlanken Halse und den Busen verhüllte züchtig ein graues Tuch. Der Scheitel über der Stirn war glatt und die schweren Flechten des braunen Haares lagen in Kranzform auf dem Haupte. Man sah ihr die Genugthuung an, welche die Toilette ihr gewährte; aber das Lächeln, das ihren lieblichen Mund umschwebte, hatte eine Beimischung von Schmerz und Trauer. Auch das Auge war trübe, es hatte geweint. So jung noch hatte Klara die herbsten Erfahrungen gemacht und die Zukunft lag düster und traurig vor ihr.

Friedemann fand hier Gelegenheit, einen tiefen Blick in das Leben eines Schauspielers zu werfen, das, wie keins, so reich an grellen Contrasten ist und so jähe Wandelungen erfährt; aber trotzdem erschien es ihm romantisch und die Armuth des Künstlers hatte für ihn einen seltsamen Reiz. Und ein Mann, der wie Engelbrecht sprach, mußte, wenn auch nicht ein großer Künstler, doch ein guter Schauspieler sein. Unerklärlich war es dem Sohne des reichen Landmannes, wie Engelbrecht, der eine gediegene Erziehung genossen, so tief in Armuth hatte sinken können.

Unter Gesprächen über die Schauspielkunst und über

Theaterwesen verging rasch eine halbe Stunde. Da ward plötzlich leise an die Thür geklopft. Sollte Antonie kommen? Es war noch nicht neun Uhr. Friedemann's Gesicht war glühend roth, er zitterte. Während Klara öffnete, trat er aus dem Kreise des Lichts zurück; er fühlte, daß seine Wangen wie Feuer brannten. Und wahrlich, Antonie erschien, schwarz gekleidet wie gestern. In ängstlicher Hast fragte sie, ohne sich um die beiden Männer zu kümmern:

— Wie befindet sich Netty?

Klara war so überrascht, daß sie nicht antworten konnte.

Der Vater grüßte und gab Auskunft.

— Ich hoffe, gut, mein verehrtes Fräulein, sagte er respectvoll. Mein Kind schläft süß seit länger als einer Stunde, und der Arzt . . .

— O, lassen Sie mich die kleine Kranke sehen!

Klara führte sie zu dem Bette, das neben dem Ofen im Schatten stand.

— Hier schläft mein Schwesterchen, sagte sie beklommen, als ob sie fürchtete, daß der Schlummer des zarten Kindes gestört werde, denn der Arzt hatte die tiefste Ruhe empfohlen.

Antonie schob leise und vorsichtig die Decke zurück. Der Kopf des Kindes ward sichtbar. Sie neigte sich und

drückte sanft einen Kuß auf Netty's Wange. Bestürzt fuhr sie zurück. Friedemann, der sie beobachtete, glaubte zu bemerken, daß sie gewaltsam einen Schrei unterdrückte.

— Mein liebes Kind, flüsterte sie stammelnd, wie lange schläft die Kranke?

— Vielleicht seit sieben Uhr. Aber warum sind Sie so bestürzt? fragte Klara, die vor Angst am ganzen Körper zitterte. Du lieber Gott, und ich habe an meinem Buche gesessen — habe den Schlaf nicht stören wollen . . .

Antonie hatte sich noch einmal über das Bett geneigt. Es war dunkel, der Ofen warf einen großen Schatten. Netty regte sich nicht, ihr Gesicht sah schneeweiß aus.

— Mein Kind, flüsterte Antonie, wir müssen Gewißheit haben — holen Sie das Licht.

Klara brach fast zusammen. Sie machte einige Schritte. Als sie die Hand ausstrecken wollte, sank sie auf einen Stuhl.

Friedemann nahm das Licht und trat zu Antonien.

Engelbrecht stand stumm und starr neben dem Tische; er gewahrte den Zustand Klara's nicht, seine glühenden Blicke hingen an den beiden jungen Leuten, die sich besorgt ansahen. Wie wunderbar schön war Antonien's Gesicht, in dem sich Angst und Schrecken ausprägten. Sie faltete einen Augenblick die kleinen Hände, als wollte sie beten, daß das Furchtbare nicht geschehen sein möge, dessen Ahnung

ihr Herz zusammenschnürte. Plötzlich neigte sie sich über das Bett. Die kleine Netty regte sich nicht; durch die halbgeöffneten Lider starrten die gebrochenen Augen und eine Leichenblässe überzog das zarte Gesichtchen. Der wohlthätige Schlaf, von dem man Genesung hoffte, war in die ewige Ruhe des Todes übergegangen. Die Züge des Kindes waren ruhig, sie schienen zu lächeln — Netty war ohne Kampf, war im Schlafe gestorben.

Antonie berührte mit ihrer zitternden Hand die kleine Stirn. Sie war eiskalt. Die junge Dame hielt gewaltsam den Ausbruch des Schmerzes zurück, indem sie den Vater und die Schwester der Gestorbenen betrachtete.

— Sprechen Sie es nur aus, murmelte der Schauspieler, mein Kind ist todt!

— Todt! Todt! wiederholte Antonie, und sank neben dem Bette auf die Kniee nieder, die gefalteten Hände zum Himmel emporgehoben. Und ich gab die Veranlassung dazu, ich habe den armen Leuten den Liebling geraubt!

Klara stieß einen lauten Schrei aus, stürzte zu dem Bette und warf sich über das todte Schwesterchen, das sie mit beiden Armen umklammerte.

Nun hörte man Nichts mehr, eine peinliche Stille war eingetreten; der Schmerz hatte jeden Laut erstickt, der sich der Brust entringen wollte.

Der Schauspieler gewann zuerst die Fassung wieder.

— Meine Netty, murmelte er, hat vollbracht! Sie ist der Mutter gefolgt, die sie mir als das beste Geschenk hinterlassen hat. O, das Elend, das Elend! Auch diesen Schmerz sollte ich im Leben kennen lernen! Ich habe an der Leiche der Gattin geweint — jetzt weine ich an der Leiche des Kindes! Dasselbe Schicksal haben vor mir viel Väter gehabt; es werden dasselbe nach mir noch viel haben! Freilich, es ist nur ein leidiger Trost, aber es ist doch ein Trost!

— Nein, Vater, es ist nicht wahr, rief Klara, Netty kann ja nicht todt sein, wir haben sie gewartet und gepflegt, sie hat keine Noth gelitten, hat stets Trank und Speise bekommen, wenn wir Andern darbten. Sie liegt vielleicht in einem festen Schlafe . . .

— Bringe mir mein Kind! bat mit bebender Stimme der Vater.

Klara umschlang das Kissen, in welchem Netty lag, und trug es fort. Eine Thränenfluth rann über ihre bleichen Wangen. Sie legte ihre Lippen auf den Mund des Kindes und schluchzte laut. Dann hielt sie es dem Vater hin. Engelbrecht betrachtete die kleine Leiche. Aller Schmerz, aller Jammer, den die Vaterbrust bei dem Tode eines Kindes empfindet, drückte sich in seinem wettergebräunten Gesichte aus. Er weinte nicht, aber seine Lippen zuckten, sein Athem ging tief und schwer, die Hand, die sich auf das Haupt des Kindes gelegt hatte, bebte wie im Fieber.

Nach und nach veränderten sich seine Züge, der starre Schmerz lös'te sich in Wehmuth, in Thränen auf. Friedemann, der noch nie einen starken Mann weinen gesehen, erlag diesem Anblicke — auch seinen Augen entquollen Thränen.

Engelbrecht küßte das Kind, und befahl seiner Tochter, die kleine Leiche in das Bett zurückzulegen. Aber Klara konnte sich von Netty noch nicht trennen; sie wiegte sie, als ob sie schliefe, nannte sie mit den zärtlichsten Namen und ging rasch im Zimmer auf und ab wie eine Mutter, die ihr Kind beruhigen will. Auch sang sie ein Liedchen von dem Engel, der an dem Bette der Kinder wacht, wenn sie schlafen. Der verzweiflungsvolle Schmerz des armen Mädchens brach endlich in die unter heftigem Schluchzen gesprochenen Worte aus:

— Die sterbende Mutter hat mir unsere Netty auf die Seele gebunden, hat gesagt, ich solle Mutterstelle bei ihr vertreten, solle für sie sorgen, da die hartherzigen Menschen sich nicht um sie kümmern — und ich habe nicht Wort gehalten, ich bin leichtsinnig über den Weg gelaufen, daß ich fallen mußte . . .

— Das hat Gott gewollt! rief Engelbrecht. Ehren wir die Fügung des Allmächtigen, der das zarte Kind einem herben Geschicke nicht preisgeben wollte. Weißt Du, was uns im Leben noch bevorsteht? Ich bin Schauspieler, einer

von den Menschen, die nicht beachtet und bezahlt werden, wenn sie Kunststücke auf der Bühne machen, wenn sie das hochgeneigte Publikum zum Weinen und zum Lachen reizen. Was ist ein alter Komödiant? Ein Bettler, ein Landstreicher, auf den die Gensdarmen fahnden! Du bist wohl versorgt, Netty, Du bist bei Deiner Mutter, die Dich hat nachkommen lassen, weil sie unsern Jammer nicht sehen konnte. Fahre wohl, Netty, grüß mir mein Weib dort oben, das ich herzlich, herzlich lieb gehabt habe!

Und wie er auch nach Fassung und Muth rang, der alte Schauspieler, der das Leben von der düstersten Seite betrachtete und den Tod für ein Glück hielt — er wandte sich ab, um die Thränen aus seinen trüben Augen fließen zu lassen. Die Philosophie erlag in dem Kampfe mit dem Vaterherzen.

Die Geschwister Netty's schliefen ruhig fort; sie lagen in süßen Träumen, die der Jammer des Vaters nicht zu unterbrechen vermochte. Glückliches Kindesalter! Selige Jugendzeit!

Die kleine Netty lag wie ein schlummernder Engel in ihrem Kissen. Die gestickte Perlenmütze, das Geschenk ihrer Wohlthäterin, schmückte ihr Köpfchen, daß es fein und sauber aussah. Klara hatte den Kopf auf den Tisch gelegt und weinte. Engelbrecht stand düster neben dem Fenster, die Hand in der Brustöffnung seines neuen Rockes.

Beide sollten der günstigen Umgestaltung der äußern Verhältnisse nicht froh werden — die Hand des Schicksals rüttelte rauh an ihren Herzen, die kaum begonnen hatten, ein wenig leichter zu schlagen.

Antonie hatte sich erhoben.

— Mein Herr, flüsterte sie, verlassen Sie mich in dieser Situation nicht! Ich kann mich Niemandem eröffnen, als Ihnen, der Sie Zeuge aller vorangegangenen Ereignisse sind.

— Auch der Zeuge Ihres Mitleids, das Sie so schön und erhaben bethätigen.

— Mein Gott, wäre es mir möglich gewesen, dieses Kind zu retten! Eine furchtbare Ahnung marterte mich, und Das, was ich gefürchtet, ist nun eingetroffen. Nie, so lange ich athme, werde ich die unglückliche Spazierfahrt vergessen, die noch schlimmere Folgen hätte haben können, wenn Sie nicht eingeschritten wären. Doch, was ist nun zu thun? fragte sie wie rathlos. Der Anblick des Jammers dieser armen Menschen beraubt mich fast der Besinnung.

— Ueberlassen Sie es mir, das, was nöthig, zu besorgen. Sie dürfen sich der Pein nicht aussetzen, dem Verlaufe der Dinge zuzusehen. Was geschehen, ist nun einmal nicht zu ändern, und wir haben Nichts anzuklagen, als den unglücklichen Zufall, der das Mädchen in dem Augenblicke über den Weg führte, als Ihr Wagen ankam.

— Sie wollen mich trösten! flüsterte sie mit einem dankbaren Blicke.

— Es ist ja zu natürlich, daß man die Verhältnisse so auffaßt.

Trotz der freundlichen Mahnungen Friedemanns, den Ort der Trauer zu verlassen, blieb Antonie noch lange, um die Betrübten zu trösten, sie, die selbst des Trostes bedürftig. Sie weinte mit ihnen und sprach von einer glücklichen Zukunft, von dem heitern Sonnenscheine, der nach trüben Tagen folgte. Friedemann stand ihr getreulich zur Seite, und er wußte geschickt der Unterhaltung eine Wendung zu geben, die zerstreute, ohne zu verletzen. Antonie lernte bei dieser Gelegenheit seine Bildung, seinen feinen Takt kennen. Sie theilte seine Ansichten und fühlte sich zu ihm hingezogen wie zu einem Freunde, der ihr eine drückende Lage überstehen hilft. Endlich sah sie nach der goldenen Uhr, die an ihrer Seite hing, küßte erregt Klara auf die Stirn, reichte dem Schauspieler die Hand und ging, nachdem sie heimlich eine gefüllte Börse auf den Tisch gelegt hatte.

Der Husar in Civilkleidern folgte ihr.

Es war noch lebhaft in den Straßen. Dies erwägend, bot Friedemann seiner Dame den Arm, den sie willig annahm. So erreichten sie das große, einsame Haus, das fest verschlossen war.

An der Thür blieb Antonie stehen.

— Wir trennen uns jetzt, sagte sie freundlich.

— Für immer? fragte rasch der junge Mann.

— Ich glaube kaum, daß es mir möglich sein wird, den armen Schauspieler noch einmal zu besuchen. Aber ich finde eine große Beruhigung darin, daß Sie die Sorge für die Unglücklichen übernommen haben. Morgen verreise ich.

Friedemann erschrack.

— Morgen schon? stammelte er.

— Die Reise ist seit Monaten festgesetzt, sie läßt sich nicht aufschieben, so sehr ich dies auch wünsche.

— Wenn es mir vergönnt wäre, Ihnen Bericht zu ererstatten . . .

— Ich werde erst gegen Ende des Sommers zurückkehren. Die Zerstreuung auf dem Lande wird mir wohl thun, denn ich fühle mich wirklich angegriffen — wir sehen uns wohl auf dem Forsthause oder im Theater — des Berichtes bedarf ich nicht, da ich von Ihrer Zuverlässigkeit überzeugt bin. Nehmen Sie meinen Dank, meinen herzlichen Dank für Ihre Dienste, die Sie mir schon geleistet haben und noch leisten werden.

Sie verneigte sich, erschloß mit einem Schlüssel die Thür und verschwand in dem stillen Hause.

Friedemann war so bestürzt, daß er vergaß auf den

Gruß zu danken. In diesem Abschiede lag eine Zurückhaltung, ein Stolz, der auf eine Fortsetzung der Bekanntschaft nicht schließen ließ. Vielleicht war die Reise nur ein Vorwand, um jeder Annäherung auszuweichen, die die stolze Schöne fürchtete. In einer Art wirrer Träumerei suchte der Husar seine Wohnung auf. Das erste weibliche Wesen, das mächtig sein Herz ergriffen, das einer ernsten Leidenschaft werth, sollte ihm, wie er jetzt zu fürchten Grund hatte, unerreichbar bleiben. Er verbrachte eine unruhige Nacht. Den folgenden Morgen rief ihn der Dienst. Wie beneidete er die Officiere, die im Range so hoch standen, daß sie sich um Antonie, und wäre sie die Tochter eines Grafen oder Barons, bewerben konnten. Wie tief stand er, der gemeine Soldat. Es beschlich ihn eine wunderliche Stimmung, er war mit der Welt, er war mit sich selbst nicht zufrieden. Nachmittags ging er zu seinen Schutzbefohlenen, mehr vom Mitleiden getrieben, als von dem Versprechen, das er der stolzen Antonie gegeben hatte, die zu vergessen ihm räthlich erschien. Eine erschütternde Scene wartete seiner. Der Schauspieler befand sich mit seiner Familie in einem Kämmerchen, das der Wirth ihr angewiesen hatte. Die Netty lag in einem Sarge, der auf zwei Stühlen stand. Die Kinder schmückten das todte Schwesterchen mit frischen Frühlingsblumen; die sie auf dem Markte gekauft hatten. Die Kleinen vollbrachten das

traurige Geschäft mit lächelnden Mienen, sie beneideten in kindischer Unschuld die gestorbene Netty, deren Seele jetzt bei der Mutter weilte. Klara und der Vater betrachteten weinend den geschiedenen Liebling.

Von dem Wirthe erfuhr Friedemann, daß der Arzt die nöthigen Vorbereitungen zu dem Begräbnisse getroffen habe. Er gab Auftrag, daß, so lange die Familie auch noch bleiben würde, die Rechnung über deren Unterhalt auf ihn gestellt werden solle. Die Bürgschaft des reichen Freiwilligen nahm der Wirth gern an. Fünf Tage blieb Engelbrecht; als Friedemann am sechsten Tage kam, war die Schauspielerfamilie abgereis't. Der Wirth übergab ihm einen Brief, in welchem der arme Mann gerührt seinen Dank aussprach. Ein zweiter Brief war an die hochherzige Dame gerichtet, den Engelbrecht seinen Wohlthäter an die Adresse zu befördern bat.

Friedemann ging oft an dem großen Hause vorüber; es war stets verschlossen. Alles, was er erfahren konnte, war: daß das Grundstück früher einer Frau von Walesrode gehört hatte, daß seit mehren Jahren ein altes Fräulein von Biberstein darin wohne, die sich wie eine Nonne von der Welt fern hielt, und daß die weiten Räume im Sommer, den das Fräulein auf dem Lande verlebe, von einem alten Diener bewacht würden. Mehr ließ sich nicht ermitteln.

Mit dem armen Freiwilligen sah es schlimm aus; er liebte, er liebte hoffnungslos. Daß Antonie einem Stande angehöre, der auf den gemeinen Husaren hochmüthig herabsah, ließ sich kaum noch bezweifeln. Wäre sie das Kammermädchen des alten Fräuleins gewesen, der Verliebte würde überglücklich gewesen sein. Was kümmert ihn der Name? Die Person war ihm Alles. Er gab sich Mühe, zu vergessen; aber das wunderholde Mädchen, das er als elegante Dame in dem Wagen, als rettender Engel in dem Stübchen des Gasthauses oder verschleiert an seinem Arme sah, hatte sich seinem Gedächtnisse und seinem Herzen so tief eingeprägt, daß er stets daran denken mußte. Wie oft durchlebte er im Geiste alle jene Scenen, in denen er selbst eine Rolle gespielt hatte. Er gedachte der Worte Engelbrechts, der die Ereignisse zu einem Schauspiele benutzen wollte. Seine lebhafte Phantasie war Tag und Nacht thätig; den Plan zu vergessen, konnte er nicht ausführen, und so hoffte er denn auf den Herbst, der ihm seine Göttin zurückbringen sollte. Die erste Gelegenheit, die sich ihm bieten würde, wollte er benützen, Antonie seine Liebe zu gestehen. War er auch bürgerlicher Herkunft, so war er doch der Sohn eines reichen Mannes.

Um sich zu zerstreuen, nahm Friedemann im August für einen Monat Urlaub. Liebekrank kam er in seinem Heimathsorte an. Das ernste Wesen seines Sohnes gefiel

dem Vater, er glaubte, der Sohn sei vernünftig, sei gesetzt geworden. Nur Lottchen wollte an diese heilsame Veränderung nicht glauben, die Seufzer, die dem Bruder mitunter entschlüpften, kamen ihr verdächtig vor. Sie suchte ihn vergebens auszuforschen, er wußte sein Herzensgeheimniß wohl zu bewahren. Um diese Zeit war der Prozeß entschieden, den Albers mit dem Baron von Kirchhaus geführt hatte. Der Edelmann hatte gewonnen, der Bauer verloren. Albers, der sein Recht sonnenklar bewiesen zu haben wähnte, kannte in seinem Zorne keine Grenzen. Er war nicht habsüchtig, auf den materiellen Verlust kam es ihm nicht an — aber er wollte sein Recht haben. Der sonst so brave und vernünftige Mann haßte nun alle Juristen, aber am Meisten den Baron, der höhnisch lächelte, so oft er den reichen Bauer sah. Dieser Hohn durchschnitt ihm die Seele. Der alte Albers ging in seinem Hasse so weit, daß er eine Gelegenheit wünschte, sich an dem übermüthigen Nachbar zu rächen, der ihm einmal gesagt hatte, ein Bauer müsse mit einem Edelmanne nicht prozessiren.

Friedemann hatte eines Nachmittags den Zornesausbruch seines Vaters mit angehört, und, wie der Vater die Verhältnisse geschildert, mußte er ihm Recht geben. Das Benehmen des Barons zeigte nicht nur von Gehässigkeit, sondern auch von Taktlosigkeit, die man bei einem Manne seines Gleichen kaum voraussetzen konnte. Die Streitsache

war entschieden, der Richterspruch mußte gelten und die Sache abgethan sein. Albers ging offenbar zu weit, wenn er die Gerechtigkeit des Urtheils anzweifelte, denn die Behörde hatte ohne Ansehen der Person entschieden und die Aeußerungen des Barons waren nur ein Ausfluß seines Stolzes; der schlichte Landmann nahm sie aber für in Wahrheit begründet und hielt sich für den Verletzten, den Baron für den Bevorzugten. Die Feindschaft der beiden Nachbarn war eine tiefe, eine kaum zu vertilgende, die sich bei jeder Gelegenheit Luft machen mußte. Für den Sohn, der nur an seine Liebe dachte, hatte der Baron kein Interesse; wohl aber machte ihm der Standesunterschied, der hier so grell hervortrat, große Sorgen. Er glaubte sich das Benehmen Antonie's erklären zu können.

Mißmuthig verließ er das Gut und ging nach der Teichmühle, um einen Brief an den Müller abzugeben, den er von dessen Sohne, der in demselben Husarenregimente diente, zur Besorgung übernommen hatte. Als er dem Meister, der ihn herzlich empfing, den Brief überreichte, bemerkte er, daß auch der Brief des armen Schauspielers für Antonie sich in dem Taschenbuche befand. Diese Erinnerung an sein kurzes Glück stimmte ihn noch trüber. Nach seiner Meinung hatte die stolze Dame ihn und die ganze Schauspielerfamilie vergessen; sie schämte sich vielleicht, wenn sie ruhig darüber nachdachte, dessen, wozu sie vom Mit-

leiden hingerissen. Nach kurzem Aufenthalte in der Mühle trat er den Rückweg an. Er wählte, um seinen Gedanken ungestört nachhängen zu können, einen Pfad, der am Ufer des Baches durch ein Birkenwäldchen sich hinzog. Es war um die Zeit der Ernte. Die Felder nahmen die volle Thätigkeit der Landleute in Anspruch, der bewaldete Theil der Gegend blieb still und einsam.

Friedemann ging langsam auf dem schattigen Pfade weiter. Zu seiner Linken floß murmelnd der klare Bach zwischen grünen Ufern, die von den dichten Zweigen der schlanken Birken überwölbt wurden. Rechts erhob sich sanft der Boden zu jenem Hügel, an dessen Fuße eine Viertelstunde weiter das Schloß lag. Die Abendsonne spielte röthlich in den regungslosen Baumgipfeln. Die Vögel, durch kein Geräusch gestört, sangen munter ihre Lieder. Eine laue, würzige Luft durchwehete den reizenden Hain, der in heiliger Ruhe des nahenden Abends harrte.

— Wenn ich hier Arm in Arm mit Antonien wandeln und zu ihr von meiner Liebe sprechen könnte! dachte seufzend der verliebte Husar, der sich in der Stimmung befand, den Namen seiner Göttin in alle Baumrinden einzugraben, dem murmelnden Bächlein Grüße an sie aufzutragen und dem lauen Weste süße Küsse mitzugeben.

Wie alle Verliebten, so hatte auch Friedemann Neigung zum Dichten. Er suchte den Grundgedanken zu

einem Akrostichon. Endlich hatte er ihn gefunden. Das kleine Gedicht sollte den Eindruck schildern, den die Fee der Wohlthätigkeit, als er sie am Todtenbette der kleinen Netty gesehen, auf ihn gemacht. Die Verse in sein Taschenbuch schreibend ging er weiter. Sie waren vollendet, und die Anfangsbuchstaben bildeten den Namen „Antonie." Der Dichter war zufrieden; er überlas die Verse so lange, bis er sie auswendig wußte. Hätte er sie nun auch der übergeben können, die darin gefeiert wurde.

Plötzlich sah er durch das Grün der Zweige einen weißen Schimmer, der über dem Bache schwebte.

Er blieb stehen. Noch ließ sich Nichts deutlich unterscheiden, die Blätter der Büsche waren zu dicht.

Friedemann ging langsam und leise weiter. Der weiße Gegenstand blieb an demselben Orte, er bewegte sich nicht.

Schon nach zwei Minuten wußte der Dichter, woran er war.

Links lag ein schmaler Steg über dem Bache und auf diesem Stege stand eine Dame im weißen Kleide. Sie lehnte auf dem Geländer und sah, dem Spaziergänger den Rücken zukehrend, in den Bach hinab, der an dieser Stelle stärker rauschte, da er über harten Kiesgrund floß.

Eine Dame! Und sie mußte noch jung sein, das bewies ihre Gestalt: die feine Taille, der glänzendweiße schlanke Hals, die runden Schultern, der volle Arm, der

sich auf das Geländer stützte, und die schweren Flechten des herrlichen braunen Haares, die unter dem weißen mit einem Kranze blauer Kornblumen geschmückten Hute hervorsahen. Das waren jugendlich frische, elegante Formen.

Friedemann wußte nicht, was er beginnen sollte. Sein Weg führte über den Steg, der so schmal war, daß die Dame die ganze Breite desselben einnahm. Zurückgehen wollte er nicht, wenigstens nicht, ohne das Gesicht der Hebe gesehen zu haben, das ohne Zweifel schön war.

Die Schwärmerei für Antonie hielt ihn nicht ab, andere Schönheiten, wo sie sich ihm boten, zu bewundern.

Das leise Geräusch, das seine Schritte verursachten, ward von dem Rauschen des Bachs übertönt. Die Dame verblieb in ihrer Stellung, regungslos in die Fluth hinabsehend, als der junge Mann schon an dem Stege stand. Er sah hinab. Das Spiel munterer Forellen, die sich an einem von der Sonne beschienenen Orte in dem kristallklaren Wasser gesammelt hatten, fesselte die Aufmerksamkeit der weißen Beobachterin, deren rother Shawl ihr zur Seite auf dem Geländer hing. Sie bot einen köstlichen Anblick. Hätte er nur das Gesicht sehen können, das von der den Kopf stützenden Hand mit dem feinen Lillahandschuh verdeckt ward. Ein kleiner Theil der Wange zeigte sich — sie war von einer matten Röthe wie angehaucht.

Wie sollte sich nun Friedemann bemerkbar machen?

Er konnte es nicht über sich gewinnen, die Betrachtungen der Schönen zu stören. Wer war sie? Wie kam sie in diese einsame Gegend? Und sie war allein, ganz allein, rings zeigte sich kein menschliches Wesen!

Die Situation war interessant, romantisch, pikant. Auf dem Stege die junge Dame, unter ihr der rauschende Bach, über ihr milder Sonnenschein und Vogelsang und rings umher der duftende, schweigende Wald — alle Requisiten zu einer erotischen Scene waren vorhanden.

Nun seufzte gar die Dame!

Friedemann seufzte mit ihr.

Sie lehnte sich über das Geländer und seufzte zum zweiten Male. Ach, diese herrlichen Körperformen, die sich elastisch bogen! die Schultern, wie aus Alabaster geformt, traten höher aus dem weißen Kleide hervor, der schlanke Hals verlängerte sich, wie der eines Schwans und der schöne Arm gewann an Rundung, indem er sich mit dem sinkenden Köpfchen bog. Auch die Füße, die sich auf die Spitzen gestellt hatten, wurden sichtbar . . .

Friedemann, sein Taschenbuch in der Hand, war wie geblendet. Er hatte seine Dichtung, den Hain, den Sonnenschein, den Bach, hatte Alles vergessen, er sah nur noch die reizende Dame, die, weil sie seufzte und melancholisch in das Wasser blickte, verliebt sein mußte. Wie war der Mann zu beneiden, nach dem sich dieser Busen sehnte.

— Wie Gott will! flüsterte so laut die Dame, daß es Friedemann deutlich verstehen konnte.

Dann erhob sie sich, bog den Oberkörper zurück und wollte, dem jungen Mann entgegen, den Steg verlassen.

Friedemann mußte sich mit der Hand, der das Taschenbuch entfiel, an der jungen Birke halten, die dicht neben ihm stand — er sah in Antonien's Madonnengesicht.

Sie ergriff bestürzt den rothen Shawl, den sie über den Arm warf.

— Sie, mein Herr, Sie! stammelte die Schöne. Ich täusche mich doch nicht?

Der junge Mann rief unwillkührlich und leise, als ob er mit sich selbst spräche:

— Antonie!

— Ja, ich bin Antonie! sagte sie, und eine Purpurröthe überflammte ihr Gesicht.

Friedemann rang nach Fassung.

— Verzeihung, stammelte er in grenzenloser Verwirrung — Verzeihung, mein Fräulein — ich kenne nur Ihren Vornamen — meine Indiscretion — die Freude über das unverhoffte Wiedersehen . . .

— O, auch ich freue mich, ich habe oft an Sie gedacht! Wie geht es dem armen Schauspieler? Ist er abgereis't? Hat er sich über den schmerzlichen Verlust einiger-

maßen getröstet? O, erzählen Sie doch — Sie können mich beruhigen . . .

— Ich habe einen Brief für Sie, mein Fräulein.

— Einen Brief?

— Ja!

— Von wem?

— Von dem Schauspieler, der sehr betrübt war, daß er Sie nicht noch einmal sehen und sprechen konnte.

— O geben Sie, ich bitte, geben Sie!

Die Hast, die Verwirrung, in der sie sprach, stand ihr entzückend schön.

Friedemann suchte in der Tasche seines feinen Civilrocks das Buch. Auch er zitterte am ganzen Körper.

— Was suchen Sie?

— Mein Taschenbuch.

— Hier liegt es am Boden.

Sie beugte sich rasch, um es aufzuheben.

Friedemann führte dieselbe Bewegung in demselben Augenblicke aus. Die Wange und die Hände Beider berührten sich. Beide hielten das gestickte Portefeuille. Antonie überließ es ihm, indem sie, glühend vor Erregung, einen Schritt zurücktrat. Ihr Fuß verfehlte den Weg . . . sie schwankte . . . ihre Hand streckte sich nach einem Strauche aus . . . die schlanken Zweige boten keinen Anhalt . . . mit einer raschen Bewegung umschlang Friedemann den

sinkenden Körper, er mußte ihn fest an sich drücken, um ihn wieder emporzubringen . . . die aufschreiende Antonie umfaßte mit beiden Armen seinen Hals . . . er trug sie zurück, weit weg von dem Ufer, dem tückischen, das der Geliebten so gefährlich werden konnte. Ihre Wange brannte an der seinigen, ihr leicht verhüllter Busen wogte an seiner Brust und ihr voller Arm lag an seinem Halse.

Nach vielleicht zwanzig Schritten setzte er die holde Bürde, die er gern noch meilenweit getragen hätte, nieder.

Antonie legte beide Hände auf den Busen und sagte lächelnd:

— Der Schreck ist die gerechte Strafe für meine Unvorsichtigkeit.

— Sie haben doch keinen Schaden genommen?

— Ich glaube nicht . . .

— Ihre Toilette ist unversehrt.

— Und doch, ein kleiner Riß hier am Arme . . .

— Die Wunde blutet! rief Friedemann erschreckt.

— Der Schmerz ist unbedeutend . . .

Sie stillte das Blut mit ihrem Battisttuche, das sie aus der Tasche des Kleides geholt hatte.

— Es ist Nichts! es ist Nichts! rief sie dabei.

Der dienstfertige Friedemann zog sein gelbes Seidentuch hervor, sprang zu dem Bache, umschlang eine Birke

mit dem Arme, während er das Tuch in das Wasser tauchte, kam zurück und verband den leichten Riß an dem wundervollen Arme Antonien's. Sie duldete es, indem sie zärtlich den eifrigen Wundarzt betrachtete. Dann verneigte sie sich graciös und dankte.

— Nach einem kurzen Spaziergange, den ich mir Ihnen vorzuschlagen erlaube, wird die Wunde verharrscht sein, sagte sie mit einem so anmuthigen Lächeln, daß Friedemann sich nicht enthalten konnte, ihr als Zeichen seiner Zustimmung die Hand zu küssen.

— Gehen wir dorthin! fügte Antonie hinzu, indem sie den Weg nach der Mühle andeutete.

Friedemann holte nun den rothen Shawl, der am Strauche hängen geblieben war, und das Taschenbuch, das er zum zweiten Male verloren hatte.

— Hier ist endlich der Brief, sagte er, das Papier überreichend.

Dann legte er galant den Kaschmirshawl um die Schultern Antonien's.

— Darf ich lesen? fragte sie.

— Zögern Sie nicht einen Augenblick.

— Es drängt mich, von den guten Leuten Etwas zu erfahren.

Sie erbrach das Siegel und las. Der feine Karmin auf ihren Wangen ward Purpurröthe, als sie einige Augen-

blicke gelesen hatte. Friedemann, der sie verstohlen beobachtete, errieth, daß die Zeilen mehr als den Dankbarkeitserguß des Schauspielers enthielten, denn sie erregten die Leserin.

— Der brave Mann! flüsterte sie, indem sie das Papier zusammenlegte und in der Tasche verbarg. Wäre ihm doch das Kind am Leben geblieben, der kleine Liebling. Es giebt doch recht traurige Ereignisse!

Sie gingen weiter auf dem ruhigen Pfade. Die tiefer gesunkene Sonne konnte den Hain nicht mehr erreichen, den nun eine milde Dämmerung erfüllte. Wie glücklich fühlte sich Friedemann; das, wonach er sich gesehnt, war erfüllt — er ging an der Seite Antonie's durch das poetische Wäldchen!

Das Wiederfinden der Geliebten hatte Friedemann in einen wahren Freudenrausch versetzt. Und wie reizend erschien ihm Antonie in der einfachen Sommertoilette; sie war, seit er sie nicht gesehen, noch schöner geworden. Die Ungewißheit über ihren Stand lag ihm schwer auf dem Herzen. Er beschloß, sich heute nicht von ihr zu trennen, ohne ihren Namen und Stand kennen gelernt zu haben. Mehr als einmal wollte er fragen; aber eine unerklärliche Befangenheit schloß ihm die Lippen, trotzdem Antonie sich sehr freundlich zeigte. Wie anders war sie heute, als an dem Abende der Trennung in der Stadt; sie zeigte keine

Spur von Stolz, und so oft sie ihn ansah, so oft lächelte sie, als ob sie selbst sich des Wiedersehens freuete.

Antonie ließ sich die Einzelnheiten der Abreise des Schauspielers und seiner Familie erzählen und fragte nach den geringsten Kleinigkeiten.

— Die Erinnerung an jene Tage, sagte sie, gewährte mir Schmerz und Freude. Ich habe oft geweint, wenn ich der kleinen Netty gedachte — es sollte so kommen; der Himmel hat es gewollt. Ich glaube an Fügungen, und in diesem Glauben finde ich einen heilsamen Trost.

— Sie bekehren mich zum Fatalismus! sagte Friedemann. Ich habe bisher Manches auf Rechnung des Zufalls gesetzt, was im Grunde doch wohl mehr war. Eine Hartnäckigkeit des Zufalls kann ich nicht zugeben. Daß ich das Glück hatte, Sie, mein Fräulein, bei den armen Leuten zu treffen, war eine natürliche Folge des Ereignisses im Walde — wir wurden Beide von Mitleiden getrieben. Daß ich heute so glücklich war, Ihnen einen kleinen Dienst zu leisten, mag doch wohl nicht so ganz das Werk des Zufalls sein.

Antonie sah zur Seite und fragte mit einem zauberischen Lächeln:

— Sollten Sie ein Werkzeug der Vorsehung sein? Ihnen verdankt Klara das Leben, und ich danke Ihnen

eine angenehme Nachricht, sowie das Ersparen eines unfreiwilligen Bades in dem Bache.

— Wenn dies ist, werde ich die Vorsehung preisen, so lang ich lebe!

Die junge Dame erröthete.

— Es ist wirklich wunderbar! flüsterte sie. Sie haben doch gewiß nicht gewußt, daß ich hier lebe.

— Nein, bei meiner Ehre!

— O, ich glaube Ihnen ja! rief sie rasch, als ob sie ihn von weitern Betheuerungen abhalten wollte.

— Ihrer und der Werke der Barmherzigkeit gedenkend, die Sie vollbracht, ging ich langsam an dem Ufer des Baches hin. Ich beschäftigte mich so lebhaft mit Ihnen, als ob Sie mir zur Seite gingen. Sie werden sich nun die frohe Ueberraschung denken können, die mir ward, als ich die Dame, mit der sich mein Geist beschäftigte, vor mir stehen sah. In den ersten Augenblicken glaubte ich an eine Hallucination — Ihre freundlichen Worte überzeugten mich bald von der schönen Wirklichkeit.

Die letzten Worte hatte Friedemann mit zitternder Stimme gesprochen.

Antonie schwieg einige Augenblicke; sie sah sinnend zu Boden. Friedemann, der einen Seitenblick auf seine Begleiterin geworfen, erschrack.

— Haben Sie meine Worte verletzt? fragte er leise.

Zu seiner Beruhigung schüttelte sie lächelnd das liebliche Köpfchen.

— Nein, o nein! Ich staune über die wunderbare Fügung. Als ich mich über das Geländer des Stegs lehnte, um dem Spiele der Forellen zuzusehen, erblickte ich in dem klaren Wasserspiegel nicht nur das bleiche Köpfchen der verstorbenen Netty, sondern auch Ihr Bild, und ich kann wohl sagen, daß es mir Mühe kostete, an eine Sinnentäuschung zu glauben. Um mich dem seltsamen Anblicke zu entziehen, wandte ich mich ab, und Sie standen leibhaftig vor mir.

— Das ist ein Wunder! rief der glückliche Friedemann. Ach, mein liebes Fräulein, Sie haben meiner gedacht, während ich wähnte . . .

— Nun, was wähnten Sie denn?

— Daß alle jene Ereignisse nur einen flüchtigen Eindruck zurückgelassen hätten.

Wiederum trat eine Pause ein.

Friedemann sah zur Seite. Da begegneten seine Blicke denen Antonien's, die ebenfalls verstohlen beobachten wollte. Beide errötheten, als ob sie auf einem Verbrechen ertappt würden.

— Mein Herr, fragte Antonie wie unwillig, Sie haben also das Ziel meiner Reise nicht gekannt?

— Ich hielt es für indiskret, Forschungen anzustellen, obgleich ich gern gewußt hätte . . .

— Wie ist es aber möglich gewesen, daß Sie meinen Lieblingsspaziergang gefunden haben, der so tief versteckt in unsern Bergen liegt? Bitte, sagen Sie mir, wie Sie überhaupt in diese Gegend gekommen sind, denn es ist mir von großem Interesse, die verschlungenen Pfade der Vorsehung näher kennen zu lernen.

Der junge Mann mußte also zuerst beichten, und er beichtete offen und ehrlich, wie ein gutes Pfarrkind seinem Beichtiger. Er nannte seinen Namen und, nicht ohne ein banges Gefühl, den Stand seines Vaters.

Antonie blieb überrascht stehen.

— Sie sind der Sohn des braven und reichen Herrn Albers? rief sie.

— Was ist das?

— Wundern Sie sich nicht, Herr Albers.

— Sie kennen meinen Vater?

— Ahnt Ihnen denn noch nicht, wer ich bin? rief sie heiter.

— Nein! Nein!

— Unsere Väter sind ja Nachbarn . . .

— Herr, mein Gott! stammelte bestürzt der arme Friedemann.

— Ich bin die Tochter des Landraths. Aber warum

erschrecken Sie? Halten Sie es für ein Unglück, einen Vater zu haben, der Landrath ist? Es muß ja doch auch Landräthe in der Welt geben so gut wie große Oekonomen. Jene sorgen für Ordnung, diese für Nahrung. Nein, nein, fügte sie fast übermüthig hinzu, die gute Vorsehung hat uns doch wahrhaftig die wunderbarsten Wege vorgezeichnet. Herr Albers, erlauben Sie mir, daß ich Sie als Nachbar begrüße.

Sie reichte ihm schalkhaft die kleine Hand.

Friedemann schlug mechanisch ein; er konnte sich von seinem Schrecken nicht erholen. Die Vorsehung, die Antonie so laut pries, hatte ihn an ein verhängnißvolles Ziel geführt: er liebte die Tochter eines Mannes, der mit seinem Vater in der bittersten Feindschaft lebte. Antonie mußte das traurige Verhältniß nicht kennen, da sie sich, wie es den Anschein hatte, so innig über die Nachbarschaft freuete. Er beschloß, sie vor der Hand über diesen Punkt nicht aufzuklären.

Der Charakter des Gesprächs ward von diesem Augenblicke an ein anderer. Antonien's Munterkeit hatte sich nun noch eine Unbefangenheit beigesellt, die ihre Anmuth und Schönheit erhöhete. Friedemann war glücklich, daß sie seiner gedacht hatte, und wäre sie nicht die Tochter des Barons von Kirchhaus gewesen, er würde ihr heute ein Geständniß seiner Liebe abgelegt haben.

Die Dämmerung war stärker geworden, kein Vogel sang mehr und in der Tiefe des Waldes herrschte bereits Dunkelheit. Vor den Spaziergängern lag die Teichmühle, man hörte deutlich das Rauschen des Rades und das monotone Geklapper des Werks.

— So weit sind wir gekommen? rief Antonie.

— Dort ist der Teich.

— Beeilen wir uns, das Dorf zu erreichen; man wird mein langes Ausbleiben nicht zu deuten wissen.

Der junge Mann benutzte diese Gelegenheit, um eine Auskunft über die Gesinnung der Baronesse zu erhalten.

— Und wenn man nun wüßte, daß das gnädige Fräulein mit dem Sohne eines Oekonomen einen Spaziergang gemacht hat? fragte er.

— Das wäre ein schönes Unglück! rief sie lachend.

— Der Herr Baron ist ein strenger Mann.

— Der Herr Baron wird Nichts erfahren, und angenommen, er erführe es, so würde ich ihm sagen: „Gestrenger Herr Vater, der Sohn unsers Nachbars ist zwar nicht vom Adel, aber er ist von Charakter ein Kavalier, der sich meine volle Hochachtung erworben hat. Das Wörtchen „von" verleiht keinen Adel der Gesinnung, aber Herr Albers besitzt diesen Adel, ich habe ihn aus verschiedenen seiner Handlungen kennen gelernt." Und nun rei-

chen Sie mir Ihren Arm, wie einst in der Stadt, und führen Sie mich bis an den Steg, wo wir uns trennen.

Es war dunkel, als sie den bezeichneten Punkt erreichten.

— Auf Wiedersehen! flüsterte Antonie.

— Wann? fragte Friedemann, der beide Hände seiner Schönen in den seinigen hielt.

— Uebermorgen, morgen!

— Wo?

— Sie kennen meinen Lieblingsspaziergang . . .

— Am Stege?

— Gut, am Stege!

— Ich komme!

— Guten Abend, Herr Nachbar!

— Guten Abend, Fräulein . . .

— Warum sagen Sie nicht Nachbarin?

— Die gnädige Baronesse . . .

— Wird zu Hause bleiben, wenn Sie die Nachbarin nicht anerkennen wollen. Also?

— Fräulein Nachbarin! rief Friedemann hingerissen, indem er ihre Hände mit einer Fluth von Küssen bedeckte.

Sie entwand sich ihm nnd eilte über den Steg. Er sah ihr nach, so lange das weiße Kleid durch die Gesträuche schimmerte. Nun rieb er sich den Kopf, als ob er an dem, was er erfahren, zweifeln müsse.

— Mein Gott, ist es denn auch wahr? rief er aus. Antonie hat meiner gedacht, sie liebt mich! Aber sie ist die Tochter des Barons — uns scheidet nicht nur der Stand, uns scheidet auch die Feindschaft der Väter, die durch den letzten Prozeß an Gehässigkeit gewonnen hat.

Er ging den Weg nach der Mühle zurück, um sich zu sammeln. Sein Kopf brannte, seine Pulse klopften fieberhaft, sein ganzes Wesen war in Aufruhr. Schon nach wenig Schritten mußte er sich an einen Baum lehnen, denn er zitterte so heftig, daß er kaum noch zu gehen vermochte. Die heiße Stirn an die kühle Birkenrinde gedrückt, blieb er lange stehen. Er hätte laut aufjauchzen, aber auch laut weinen mögen. Mit der Botschaft des Glücks war ihm auch die des Unglücks gekommen. Seine junge Liebe trug schon den Todeskeim in sich. Und sie konnte ja unter so traurigen Verhältnissen nicht gedeihen, ihr fehlte der warme Sonnenschein, der aus dem Segen der Eltern quillt! So dachte damals der lebhafte Friedemann, der seines Glücks mit einem Schlage sich versichern wollte. Wäre es auf ihn angekommen, er wäre schon am folgenden Tage mit Antonie vor den Altar getreten. Nach und nach ward er ruhiger, er fand selbst ein unbeschreibliches Glück darin, sich durch die finstersten Anschauungen zu peinigen. Ein Gedanke blitzte in ihm auf, ein Gedanke, der sein Herz vor Wonne zittern machte: wenn Antonie

allen Schwierigkeiten trotzte, wenn sie ihre treue Liebe durch Muth und Standhaftigkeit bewährte, wenn sie für ihn in den Tod ginge! Eine Liebe ohne Hindernisse war ihm Nichts; Antonie mußte eine Heldin werden, und die Gelegenheit dazu war vorhanden. Wie wollte er für sie schwärmen, sie lieben und anbeten, wenn sie seinetwegen Alles ließ — selbst den Vater. Er fühlte sich dessen fähig — wenn es nun auch Antonie wäre? Auf der Bühne hatte er den Kampf der Leidenschaften mit rohen Gewalten oft bewundert — jetzt konnte er ihn selbst bestehen und die Geliebte sich erringen.

Da sah er einen weißen Gegenstand in der Mitte des Wegs schimmern. Er holte ihn. Es war das mit Antonien's Blute benetzte Batisttuch. Er küßte es wie die Reliquie einer Heiligen; er küßte es unzählige Male mit Inbrunst, mit Leidenschaft, dann verbarg er den kostbaren Schatz und ging auf Ummegen dem väterlichen Hause zu, das er spät erreichte. Vater Albers war mürrisch, der unglückliche Prozeß mit dem Baron wollte ihm nicht aus dem Kopfe.

— Daß mir Niemand mit dem Schlosse in Berührung kommt! rief er seinen Kindern und dem Hofmeister zu. Ich verbiete es, selbst den Leuten des Barons gefällig zu sein. Morgen soll die Wiese abgesperrt werden, damit die Knechte vom Gute den Weg zu den Feldern nicht mehr benutzen

können, sie mögen durch den Moor fahren. Einem Manne wie dem Baron, der mich in seiner Aufgeblasenheit mißhandelt, leiste ich nicht die geringste Gefälligkeit. Herzog, daß mir morgen die Wiese durch ein starkes Gitter abgesperrt wird.

— Freund, gab Herzog zu bedenken, es ist in der Ernte, die schweren Kornwagen müssen den Umweg durch die sumpfige Moorwiese machen . . .

— Die Moorwiese gehört dem Baron, die trockene Wiese gehört mir. Wer gut fahren will, mag gute Wege anlegen. Es bleibt dabei, wir lassen ein Gitter und einen Graben machen.

Diese Maßregel mußte den Baron erbittern, mußte ihn selbst zu Repressalien veranlassen, da die Einfuhr des Getraides aus einem Theile seiner Felder ungemein erschwert wurde. Vielleicht stand ein neuer Prozeß um diesen Feldweg in Aussicht, der seit langer Zeit der allgemeinen Benutzung preisgegeben war. Friedemann ging mit schwerem Herzen zu Bett; er wagte es nicht einmal, der Schwester das Geheimniß seiner Liebe mitzutheilen, mit der er doch sonst in wichtigen Fällen berrieth.

Am folgenden Tage machte er seinen Gang nach der Mühle, und als die Sonne sich zur Rüste neigte, befand er sich an dem Stege. Antonie war noch nicht da. Der Liebhaber betrachtete die Orte, die durch die Berührung der

Geliebten heilig geworden. Dort hatte ihr Fuß gestanden, hier hatte ihr schöner Arm geruht und hier hatte sich ihr schlanker Leib über das Geländer gebogen. Friedemann nahm genau die Stelle ein, neigte sich und sah in den Bach hinab. Die Forellen spielten wieder im Sonnenstrahle, der sich durch eine Lichtung in dem Blätterdache stahl. Und die Vögel in den Zweigen sangen so lieblich, das Wasser zwischen den grünen Ufern murmelte so vertraulich, daß dem armen Friedemann das Herz ganz weich ward. In der Natur herrschte Ruhe und Eintracht; die Menschen befehdeten sich in blinder Leidenschaft. Unser Held stellte Betrachtungen an, wie sie alle Verliebten anstellen, die nicht nach Wunsche zum Ziele gelangen.

Da erhielt er plötzlich einen leisen Schlag auf die Achsel.

— Woran denken Sie, Herr Nachbar? fragte eine weiche Stimme.

— Antonie!

Friedemann erschrack über diese vertrauliche Anrede, die ihm unwillkührlich entschlüpft war.

— Fräulein Nachbarin, fügte er, sich tief verneigend, hinzu.

— Himmel, diese Förmlichkeiten! Sie zwingen mich alle Kunststücke der Etikette hervorzusuchen, die ich in den Salons gelernt habe.

— Verzeihung, Ihre Ankunft, die ich so sehnlich erwartet habe, überraschte mich . . .

— Ich bin da, nun wollen wir plaudern. Aber gehen wir nicht der Mühle zu, denn der Herr Pastor muß in dieser Gegend streifen, den ich vor einer Viertelstunde mit einem Hefte in der Hand am Birkenwäldchen gesehen habe. Er memorirt vielleicht die Predigt, die er morgen in der Kirche zu halten gedenkt. Weichen wir ihm aus, daß uns der gestrenge Herr nicht begegnet.

Statt rechts, schlugen sie heute den Weg links ein, der durch dichtes Gesträuch tiefer in die Berge führte. Wir begleiten das Paar auf dem einsamen Waldwege nicht, sondern berichten nur, daß Beide sich offen aussprachen. Nachdem Friedemann in lebhaften Farben den Zustand seines Innern gemalt hatte, gestand Antonie, daß sie erst in der Stille des Landaufenthaltes zu der Erkenntniß gelangt sei, sie empfinde eine zärtliche Neigung zu dem Manne, den sie unter so ernsten Verhältnissen kennen gelernt habe. Diese Erkenntniß sei jemehr zur Gewißheit geworden, je länger sie von ihm getrennt gewesen. Der Gedanke, daß sie ihn vielleicht nicht wiedersehen werde, habe sie mit einer unnennbaren Aengstlichkeit erfüllt; nun aber, da sie wisse, der Ersehnte sei ihr Nachbar, athme sie wieder frei und die Freudigkeit des Gemüths, um die sie so oft beneidet werde, sei zurückgekehrt.

Antonie war durchaus nicht stolz auf ihren Rang, sie sprach wiederholt die Meinung aus, daß der Stand von

reinen Zufälligkeiten abhinge, und daß sie die Convenienz-Verbindungen hasse wie unerlaubte Handlungen. Das Herz müsse frei wählen können, wenn es glücklich werden solle.

Der Monat August verfloß rasch. Es verging kein Tag, an dem sich die Liebenden nicht sahen, deren Neigung sich zur Leidenschaft gesteigert, nachdem sie sich gegenseitig näher kennen gelernt hatten. Nun gab es kein Geheimniß mehr — Antonie kannte die Feindschaft der beiden Nachbarn.

— Es ist schlimm, sagte sie; aber wir können es nicht ändern. Bleiben wir uns unter allen Umständen treu, so wird Gott das Uebrige fügen.

Ein heilger Schwur, den sie im stillen Walde leisteten, bekräftigte den Bund, den die jugendlichen Herzen geschlossen.

So kam der Tag des Abschieds heran. Sie trennten sich schmerzlos, denn Antonie versicherte, daß sie vier Wochen später in der Stadt sein werde, da ihr Vater beschlossen habe, sie solle den nächsten Winter noch bei Fräulein von Biberstein zubringen, theils um die Freuden der Stadt zu genießen, theils um ihre Ausbildung vollständig zu machen. Ueber die Art der heimlichen Zusammenkünfte ward genau Rücksprache genommen, und Antonie bewies dabei jene Erfindungsgabe, die den Frauen in schwierigen Fällen eigen ist. Der Spätherbst fand Beide in der Stadt. Sie sahen sich oft im Theater, und da Friedemann einen Schlüssel

zu dem Garten des einsamen Hauses besaß, dessen Räume das alte kurzsichtige Fräulein nicht überwachen konnte, so fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, die Geliebte zu sehen und zu sprechen. Beide vergaßen in der Stadt die Feindschaft der Väter auf dem Lande, und jemehr sich die Alten haßten, je inniger liebten sich die Kinder, die den alten Schauspieler segneten, der Anlaß zu ihrer Bekanntschaft gegeben. Hätten sie seinen Aufenthalt gewußt, sie würden ihm oft eine reiche Unterstützung zugesandt haben.

Mit dem nächsten Frühjahre ging Friedemann's Dienstzeit zu Ende; er kehrte, wie es der Vater wünschte, in seine Heimath zurück und ward Oekonom. Dem väterlichen Wunsche kam er um so lieber nach, da Antonie ihren Aufenthalt auf dem Gute des Barons genommen. Aber die Freuden der heimlichen Spaziergänge, die fleißig fortgesetzt wurden, sollten nicht lange dauern. Friedemann fand eines Abends unter dem nur ihm bekannten Steine an dem Stege einen Brief, in welchem Antonie ihm anzeigte, daß sie am nächsten Morgen eine Badereise mit der Tante antreten müsse und daß die Vorbereitungen dazu sie an das Haus fesselten. „Ich würde, schrieb sie, dem Wunsche der Tante nicht entsprechen, wenn ich sie durch meine Gefügigkeit mir nicht verbinden wollte, denn wir bedürfen ihrer guten Dienste. Ich errathe den Zweck der Kur, und darum muß ich die Gesellschafterin spielen.

Trennen wir uns auf kurze Zeit in unserm eigenen Interesse, wir müssen ja die Versöhnung unserer Väter anbahnen, die zur Vollständigkeit unsers Glückes fehlt." Nun bezeichnete sie den festgesetzten Tag der Rückkehr und bat den Geliebten, sich Nachts elf Uhr unter dem Gartenhause einzufinden, damit sie sich, wenn auch nur von dem Fenster aus, nach der Trennung durch ein kurzes Gespräch mit ihm erlaben könne. Wir wissen, daß die Strickleiter, die nach dem Modelle Romeo's angefertigt, dem Harrenden den Weg durch das Fenster öffnete und kennen den Bericht, den Antonie von ihrer Badereise gemacht.

Viertes Kapitel.

Der fromme Mann.

Der Sonntag war angebrochen. Der Tag des Herrn begann mit einem prachtvollen Herbstmorgen. Hell und klar stand die Sonne an dem reinen Firmamente, mit ihren Strahlen den Reif schmelzend, den die kalte Nacht über die Erde gezogen. Einzelne Dienstleute des reichen Albers, an denen die Reihe war, verließen den reinlichen, wohlgeordneten Hof, als die Dorfglocken erklangen, und schritten still den Stieg entlang, der zwischen Hecken und Gräben zur Kirche führte. Das Gotteshaus mit seinem stumpfen Thurme, umgeben von den mit Kreuzen und Steinen geschmückten Gräbern, lag an einem sanften Abhange.

Herzog und Lottchen besorgten die Wirthschaft, sie hat-

ten Beide am verflossenen Sonntage dem Gottesdienste beigewohnt — heute gingen Albers und Friedemann zur Andacht. Der Landmann hielt darauf, daß jeden Sonntag Glieder seiner Familie in der Kirche waren, die Gemeinde durfte seinen Stuhl nie leer sehen. Es war dies keine Ostentation; Albers, der den Sinn der minder bemittelten Bauern kannte, wollte durch sein Beispiel anregend wirken, und damit man ihn nicht der Frömmelei zeihe, wozu die Dorfklatschsucht nur zu geneigt sich zeigte, hörte er nur einen um den andern Sonntag die Predigt des ihm befreundeten Pfarrers.

Vater und Sohn, sonntäglich geschmückt, erschienen in dem Familienkirchstuhle, der sich der Kanzel gegenüber befand. Die Nachbarn grüßten freundlich und achtungsvoll. Vater Albers, das Haupt auf das Gesangbuch geneigt, das seine verstorbene Gattin ihm hinterlassen, verrichtete still das übliche Gebet. Dann öffnete er das für ihn werthvolle Buch und sang mit markiger, fester Stimme den Choral, den der Schulmeister auf der Orgel intonirt hatte: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern.“ Eine innige Andacht sprach sich in den braunen, offenen Zügen des Landwirths aus.

Wer kann es Friedemann verargen, wenn er diese Andacht nicht theilte, wenn seine ganze Aufmerksamkeit sich auf einen erhöheten, logenartigen Kirchenstuhl richtete, der

mit einem großen vergoldeten Wappen geschmückt war. Er hatte so lange seine Antonie, von der Glorie der Andacht umflossen, nicht gesehen, und heute durfte er auf diesen herzstärkenden Anblick hoffen. Sie war zurückgekehrt aus dem geräuschvollen Bade, und es ließ sich wohl annehmen, daß sie, um den Geliebten zu sehen, die Predigt hören würde, die der Pfarrer, auch bei kaltem Wetter, in demselben Birkenwäldchen zu memoriren pflegte, das so oft das zärtliche Kosen der Liebe gehört.

Schon hatte Vater Albers drei Strophen des Chorals mitgesungen und immer noch regte sich Nichts in der Loge mit dem gutsherrlichen Wappen. Es waren noch vier lange Strophen zu singen, die Herrschaft konnte immer noch kommen. Endlich erschien ein Diener und schob die altmodischen mit Blumen und großen Blättern gezierten Gitterfenster zurück. Friedemann's Herz klopfte gewaltig. Der Baron, ein großer und starker Mann, trat gravitätisch ein. Ihm folgte — Antonie in einer reizenden Toilette. Sie trug einen weißen Atlashut mit Straußfedern und eine dunkele rothgesäumte Mantille. Den Busen schmückte eine strahlende Goldbroche. In den zierlichen blaßgelb gantirten Händchen hielt sie das in Sammt gebundene und mit Goldschnitt geschmückte Gesangbuch. Sie war also doch gekommen, trotzdem sie, nach der Reise, die halbe Nacht nicht geschlafen hatte.

Ihr erster Blick traf den bebenden, glühenden Friedemann. Sie war heute ein wenig blaß, aber ihre Augen glänzten hell und ihre zarten Lippen schimmerten purpurroth. Alle ihre Bewegungen führte sie rasch und mit Eleganz aus. Nachdem sie also den ersten Blick auf Friedemann geworfen, ohne die kleinste Veränderung in ihren Zügen zu zeigen — und der Geliebte wußte diese Festigkeit zu schätzen — neigte sie das liebliche Haupt zum Gebet, wie es Sitte war, auf das Gesangbuch.

Und diese Antonie, die Tochter des stolzen, strengen Barons, des in der ganzen Gegend gefürchteten Mannes, hatte der schlichte Landmann geküßt, er liebte sie und ward von ihr wieder geliebt. Zwischen Beiden bestand ein Bund für alle Ewigkeit, trotzend den konventionellen Verhältnissen, die sich täglich drohender gestalteten. Friedemann fühlte sich erhoben, hingerissen bei dem Anblicke der Betenden, die eben so viel Muth als Frömmigkeit im Herzen bewahrte. Sie konnte ihren Eid nicht brechen, und er wußte, daß er den seinigen halten würde; er konnte ja nicht anders, ohne sich grenzenlos unglücklich zu machen. Und nun betete er mit ihr zu dem Herrn, der die Herzen lenkt; er flehete inbrünstig den Allmächtigen an, daß er die Gemüther der grollenden Väter zum Frieden stimmen möge.

Jetzt hatte Antonie ihr Buch geöffnet, sie vereinigte

ihren Gesang mit dem der andächtigen Gemeinde. Was würde der glühende Verehrer darum gegeben haben, wenn er ihre Stimme hätte hören können. So schönen Lippen mußten liebliche, melodische Töne entquillen, Töne, die, weil sie aus dem Herzen kamen, das Herz rühren mußten. Er sah Antonie an dem Todtenbette der kleinen Netty, er sah ihre Thränen, hörte sie schluchzen. So viel Theilnahme konnte nur ein Engel bezeigen, und derselbe Engel liebte ihn, den glücklichen Friedemann.

Der Schulmeister hatte alle Register der Orgel gezogen, er spielte mit dem vollen Werke, ein Zeichen, daß die letzte Strophe des Chorals begann. Festlich hallten die Töne durch das Gotteshaus. Der Pfarrer bestieg die Kanzel. Friedemann sah noch einmal zu Antonie empor; neben ihr saß in traulicher Unterhaltung ein Herr, der in demselben Augenblicke die Hand der jungen Dame küßte, als Friedemann verstohlen die Augen aufschlug. Das Gesicht dieses Herrn zeigte, trotz der frisirten braunen Perrücke und des wohlgepflegten, spitzgedrehten Schnurrbarts, alle Anzeichen eines ziemlich langen Lebens. Das Bemühen, jung zu erscheinen, sprach sich in dem steten Lächeln, in allen Bewegungen, in der gewählten Toilette aus. Er sprach viel, er sprach eifrig zu Antonien, die ihm lächelnd zuhörte. Friedemann war empört über die Frechheit des Mannes, der die Andacht seines Engels störte. Und dieser Freche

konnte kein Anderer sein, als der Graf von Biberstein, der das Vermögen der schwachen Frau von Walesrode durch künstliche Ränke und Kniffe an sich gebracht und nun die Hand nach dem schönen Mädchen ausstreckte.

Auch der Baron mischte sich in das Gespräch, er war aufgestanden und reichte dem Grafen die Hand. Antonie sprach bald links zu ihrem Vater, bald rechts zu dem Gecken, der, wie die Tante zu erkennen gegeben, sich um die Hand der jungen Baronesse beworben und bereits die Zustimmung des Vaters hatte.

Plötzlich schwieg die Orgel, und der Pfarrer begann mit leiser, ruhiger Stimme das Gebet, das seine Predigt einleiten sollte.

Das Gespräch in der gutsherrlichen Loge dauerte fort; da die Kirche nicht groß war, hörte man das Murmeln des Grafen, von Zeit zu Zeit selbst laute Worte. Er kümmerte sich nicht um die Gemeinde, deren Aufmerksamkeit er erregte. Der Pfarrer hatte zu viel Respekt vor seinem Patron, als daß er es wagen konnte, seine Mißbilligung laut zu erkennen zu geben.

Vater Albers war entrüstet über diese Störung der öffentlichen Andacht; er warf glühende und sprühende Blicke nach der vornehmen Herrschaft, die sich in dem Kirchenstuhle wie in einer Opernloge benahm. In dem Augenblicke, als der Pfarrer das „Amen!“ des einleitenden Ge-

bets sprach, murmelte der Baron dem Grafen einige Worte zu, und der Graf lachte laut auf, vergessend, daß er in der Kirche sei.

Albers hatte krampfhaft mit beiden Händen das Gitter seines Kirchenstuhls erfaßt. Diese Unverschämtheit, die noch obendrein von seinem Todfeinde verübt wurde, trieb ihm die Galle in das Blut.

— Ruhe! donnerte er nach der Loge hinauf. Der Kirchenvorstand gebietet, daß die öffentliche Andacht nicht frech gestört werde.

Albers war ein Glied des Kirchenvorstandes.

Ein jäher Schrecken sprach sich in den Gesichtern der Landleute aus. Die Furcht vor dem gestrengen, allmächtigen Landrathe, der ein tyrannisches Regiment führte, wurzelte so tief in ihren Gemüthern, daß sie es ruhig ertragen haben würden, wenn die beiden Herren sich während der ganzen Predigt laut unterhalten hätten. Und der alte Albers hatte den Muth, ihnen donnernd Ruhe zu gebieten, mit einer Stimme, welche die ganze Kirche durchhallte.

Der Pfarrer schwieg bestürzt. Eine peinliche Stille folgte dem markigen Befehle, der wie ein Schreckenswort vor aller Ohren nachklang. Die Blicke Aller waren ängstlich nach der Loge gerichtet.

— Vater, flüsterte der bestürzte Friedemann, Du gehst zu weit.

— Nicht weiter, als Jene dort!

— Bedenke, daß der Herr Landrath . . .

— Ruhe! gebot noch einmal der entrüstete Mann.

Dann wandte er sich zu dem Prediger mit den Worten:

— Fahren Sie fort, Herr Pastor!

Ein solcher Fall wie der heutige stand in den Annalen der Kirche von Hochstädt nicht verzeichnet. Jeder sah ein, daß der Kirchenvorstand in seinem Rechte war und daß die adeligen Herren einen groben Verstoß gegen die Ordnung begangen hatten, gegen die seit Jahrhunderten geweihete Sitte. Wie würden sich nun die Herrschaften benehmen?

Der Baron stand auf, reichte seiner Tochter, die bleich und bestürzt in die Kirche hinabsah, den Arm und verschwand mit ihr hinter dem Gitter. Der Graf von Biberstein folgte.

Das war ein Donnerschlag für den armen Friedemann, der sich bis zu dem verhängnißvollen Augenblicke so glücklich gefühlt hatte. Er verspürte große Lust, dem Vater, der seinen Groll selbst an geweiheter Stätte ausließ, heftige Vorwürfe zu machen. Aber der alte Mann sah bleich aus wie die Wand, er zitterte am ganzen Körper, daß er sich kaum noch aufrecht erhalten konnte. Ein leises Wort mußte ihn zum Aeußersten treiben. Der Sohn, der den

Vater liebte und achtete, verbiß seinen Schmerz und setzte sich auf die Bank, um den Blicken der Gemeinde zu entgehen, die besorgt zu fragen schienen: wie wird es dem braven Albers ergehen?

Der Pfarrer faßte sich kurz. Schon nach einer Viertelstunde schloß er, da seinen Zuhörern die Andacht fehlte. Man sang noch einen Choral, und die Kirche war aus. An der Thür trafen die beiden Albers mit dem Pfarrer zusammen, einem hagern Manne von fünf- bis sechsundfünfzig Jahren. Man las es in den Mienen des geistlichen Herrn, daß er das Verfahren des Kirchenvorstandes mißbilligte. Der Landmann beregte offen und frei den Vorfall und nannte das Benehmen der beiden Edelleute eine Unverschämtheit, die sich der geringste seiner Knechte nicht herausnehmen würde.

— So weit ist es also gekommen, murmelte er wuthbebend, daß wir nicht einmal mehr in Ruhe unsern Gottesdienst abhalten können! Jeder Andere, der irgend eine Ordnung stört, wird schonungslos in das Gefängniß geworfen und muß Prozeßkosten bezahlen, daß ihm die Haare zu Berge stehen. Was wird dem Herrn Baron geschehen, der unsere heiligste Ordnung verhöhnt?

— Albers, ich bin Ihr Freund, entgegnete der Pfarrer, Sie wissen es; aber ich muß Ihnen sagen, daß Sie in Ihrem Eifer zu weit gegegangen sind.

— Herr Pastor, auch Sie, Sie geben mir Unrecht? Herr des Himmels, habe ich denn stets Unrecht?

— Nein, nein, die Kirche soll man heilig halten, Sie haben Recht . . .

— Folglich war der Ruf zur Ordnung ganz am Platze. Mit dem Amte des Kirchenvorstehers habe ich Verpflichtungen übernommen . . .

— Der Herr Baron und der Herr Graf von Biberstein haben sicherlich die Absicht nicht gehabt, den Gottesdienst zu stören. Beide Herren haben sich den ganzen Sommer nicht gesehen, sie trafen sich zum ersten Male in der Kirche, und da mag denn wohl das überströmende Gefühl der Freude . . .

— Ah, so deuten Sie die Geschichte! rief Albers höhnend. Natürlich, Sie müssen sich auf die Seite der Vornehmen stellen und Alles, was sie thun, mit dem Mantel der christlichen Liebe bedecken. Herr Pastor, antworten Sie mir: was würden Sie einem Tagelöhner sagen, der Ihrem Amen ein schallendes Gelächter nachgeschickt hätte, gleichviel ob absichtlich oder unabsichtlich?

— Sie sind aufgeregt, mein lieber Freund!

— Weichen Sie mir nicht aus, Herr! Den armen Bauer, der am Sonntage, weil er in der Woche keine Zeit hat, im Garten die Sense schärft, lassen Sie, wenn er nicht fünf Thaler Strafe zahlen kann, drei Tage in's Loch

stecken, ob seine Familie darbt oder nicht. Herr Pastor, es liegen verschiedene Fälle dieser Art vor. Als ich mich für die Betroffenen verwandte, da schrieen Sie Zetermord, da kam die Religiosität in Verfall, da schwand die heilige Scheu vor dem Sonntage, da hielt der Antichrist seinen Einzug und der Beelzebub mit einem Gefolge von hunderttausend Teufeln — Herr Pastor, thun Sie jetzt Ihre Pflicht und tragen Sie auf Bestrafung der Lacher an, damit Ihre Pfarrkinder sehen, daß wir Alle gleich sind vor dem Gesetze

— Albers, mäßigen Sie sich.

— Ich weiß, was ich sage, Herr Pastor.

— Wir sprechen diesen Abend über den Fall.

— Sie werden meine Ansicht nicht ändern. Ich fordere Anzeige der frechen Kirchenstörung, unterbleibt sie von Ihrer Seite, so erstatte ich im Namen des Kirchenvorstandes Bericht.

Albers zog grüßend seinen Hut und ging.

Der Pfarrer schüttelte seinen grauen Kopf, schloß sich einigen Gemeindemitgliedern an, denen er die Angelegenheit in einem milden Lichte darzustellen suchte, und ging dann seinem Hause zu, das in kurzer Entfernung von dem Kirchhofe lag.

Vater und Sohn erreichten schweigend das Gut.

Die Rekruten saßen im Sonnenscheine vor ihrem Quartierhause, rauchten und erzählten sich Schwänke. Der

Kompagnie=Arzt war so eben angekommen, um den kranken Rekruten zu besuchen. Herzog und Friedemann begleiteten den Doctor in das Krankenzimmer. Das Ergebniß des Besuchs war die Erklärung, daß der Rekrut den Marsch nicht fortsetzen könne. Der Gutsherr erklärte, er wolle den Mann unentgeltlich verpflegen und wenn er genesen sei, ihm die Mittel zur Reise liefern. Der Arzt übernahm es, die nöthigen Meldungen zu besorgen.

Vater Albers erzählte seinem Freunde Herzog das Ereigniß. Herzog war erstaunt, aber er sprach die Meinung aus, daß der Baron und der Graf straffällig seien und den Ordnungsruf verdient hätten. Der Sonntag verfloß. Nach dem Abendessen sagte Albers:

— Der Pastor ist nicht gekommen! Mir auch recht. Einen Mann, der nach unten tyrannisirt und nach oben schmeichelt, kann ich nicht achten. Der wahre Charakter zeigt sich, wenn Verdrießlichkeiten eintreten. Ich wette, daß der Herr Pastor aus Rücksicht auf das Schloß den Bauernhof nicht besucht. Demnach sind alle salbungsvollen Reden, die mir der Mann so oft gehalten hat, nur Redensarten gewesen.

— Komödie! Komödie! rief Herzog.

— Das ist das rechte Wort, Freund!

— Die Menschen sind alle Komödianten — bis auf einige Ausnahmen, zu denen Du, mein alter Freund, ge=

hörst. Du sprichst, wie Du es meinst, und hast das Herz auf dem rechten Flecke. Aber sieh' um Dich: Jeder spielt seine Rolle, gut oder schlecht, je nachdem er das Zeug dazu hat. Ich kenne das aus Erfahrung. Auch der Baron spielt seine Rolle.

— Und der Graf von Biberstein! rief Albers. Denke da drüben an Walesrode, an das alte überspannte Weib...

— Aber der Komödiant hat sein Schäfchen in's Trockene gebracht.

— Es ist wahrhaft entsetzlich! sagte Albers, der mit großen Schritten auf und abging. Die Frömmigkeit des Herrn Grafen, der mit der alten Frau von Walesrode Tag und Nacht gebetet hat, ist hier zu Lande fast sprüchwörtlich geworden, und heute giebt er ein so großes Aergerniß in der Kirche.

— Das wundert mich nicht! rief Herzog lachend. Er hat seine Rolle ausgespielt, und wirft nun Maske und Kostüm ab, weil Beide ihm lästig sind.

— Aufrichtig gestanden, es ist mir lieb, daß ich meinem Herrn Nachbar auch einmal die Zähne weisen konnte. Er muß wissen, daß ihm nicht Alles hingeht.

— Die Herren haben also die Kirche verlassen? fragte Herzog.

— Mit grimmigen Blicken.

— Georg, ich fürchte, man wird Dich als den Ruhestörer bezeichnen und bestrafen.

— Das fehlte noch! rief Albers. Es ist übrigens, bei dem Zuschnitte der Dinge, Alles möglich! Der Skandal ist im Angesichte der ganzen Gemeinde vorgefallen — aber ich wette, daß nicht ein einziger Bauer den Muth hat, mir als Zeuge zu dienen. Wenn es zum Klappen kommt, wird Niemand das Gelächter, aber Jeder wird meinen Ruf gehört haben. Die Angst verschließt den Leuten die Lippen. Mir wird man nachsagen, ich habe die Gelegenheit vom Zaune gebrochen, um mich an meinem Feinde einmal zu reiben. Der Herr Pastor hat mich schon getadelt, und da ich ihm an der Kirchthür unverholen die Wahrheit gesagt, wird er sein Müthchen an mir kühlen. Der gute Freund!

Friedemann war mit kummervollem Herzen Zeuge dieses Gesprächs gewesen; er sah ein, daß seine Liebe von den zürnenden Vätern Nichts zu hoffen hatte. Das Kirchenereigniß, dessen Folgen sich noch nicht ermessen ließen, machte eine Aussöhnung zur Unmöglichkeit. Mit dem Schlage zehn Uhr stand er unter dem Gartenhäuschen. Die Gitterladen an den Fenstern waren und blieben verschlossen. Weder im Parke noch in dem kleinen Gebäude regte sich ein Laut. Der bekümmerte Liebhaber zählte jeden Viertelschlag der Schloßuhr. Er stieg an der Mauer empor und lauschte durch den Laden — das Zimmer, in

dem er noch gestern so glücklich gewesen, war heute still und öde. In dem hellen Mondlichte sah er alle Gegenstände — den Sapha, den Tisch und den Spiegel — Antonie fehlte; drüben die Thür war fest verschlossen. Sollte auch sie ein Aergerniß an dem unüberlegten Betragen des Vaters genommen haben? Aber sie war zu vernünftig, um den Sohn dafür büßen zu lassen, den sie liebte. Friedemann sprang auf den Boden zurück. Er überlegte. So eben hatte es halb elf geschlagen. Er konnte noch nach dem Stege eilen, um nachzusehen, ob etwa ein Briefchen unter dem Steine läge. Athemlos kam er mit dem Schlage dreiviertel zurück, er hatte den Platz leer gefunden. Nun blieb ihm noch die Hoffnung, daß Antonie um elf Uhr kommen würde; sie konnte nach dem, was am Morgen geschehen, nicht ausbleiben, es gab zu viel zu besprechen. Die ersehnte Stunde schlug. Es verflossen fünf, es verflossen zehn Minuten, dem armen Friedemann eine Ewigkeit. Kein Fenster öffnete sich, keine Strickleiter kam herab. Als der Wächter die Mitternachtsstunde verkündete, war Romeo immer noch ohne seine Julie. Eine Stunde später hatte er die Hoffnung aufgegeben, er trat betrübt den Heimweg an und suchte sich mit der Annahme zu trösten, daß Antonie nicht habe abkommen können. An ihrem guten Willen zu zweifeln, hatte er keinen Grund. Wie die Nacht dem armen Romeo verfloß, läßt sich denken. Als

er das Zimmer betrat, trocknete er seine Thränen mit dem Battisttuche der Geliebten, das er wie ein Heiligthum unter seinen Kostbarkeiten aufbewahrte.

Sehen wir zu, wie sich die Dinge in dem Schlosse gestaltet haben.

Die Abendtafel war vorüber.

Antonie ging mit der Tante in ein trauliches Boudoir, der Baron blieb mit seinem Gaste beim Champagner. Des Vorgangs in der Kirche, der das ganze Dorf und vorzüglich den alten Albers beschäftigte, gedachten die Herren nicht mehr, sie hatten bereits genug darüber gelacht und gewitzelt. Jetzt gab es andere Dinge zu berathen, Dinge von großer Wichtigkeit.

Der Graf von Biberstein war ein Mann, der die Fünfzig bereits vor einigen Jahren überschritten hatte. Er trug eine braune, in der Residenz von dem Hoffriseur gefertigte Perrücke mit hohem Toupet und Seitenlöckchen und einen Schnurrbart. Der Bart und ein kleiner Rest von Augenbraunen waren schwarz gefärbt. Unter seinen grauen Augen zeigten sich bläuliche Säckchen, ein Uebelstand, den die Schminkkunst nicht zu beseitigen vermochte. Das Kinn und die Wangen waren sauber und glatt rasirt. Die Toilette dieses Heirathskandidaten — seine Absichten auf Antonien ließen sich nicht mehr bezweifeln — war untadelhaft. Juwelen und Diamanten glänzten überall, wo sie

mit Geschmack anzubringen waren. Wenn der alte Elegant, der nach dem feinsten Parfüm duftete, gesprächsweise sich gerühmt, er trage stets für zehntausend Thaler Preciosen an sich und mit sich, so hatte er nicht übertrieben. Die Sporen an seinen Lackstiefeln waren von gediegenem Golde, obgleich er nie ein Pferd bestieg, denn er war zu feig, um den Zügel eines Thier's zu leiten, vielleicht auch zu kraftlos; seine Reitgerte war nur von edeln Metallen gefertigt und seine Hemdknöpfe waren Muster von Luxus und Geschmack. Die überaus werthvollen Ringe an seinen hagern Fingern verriethen, daß sie in einer frühern Zeit gefertigt waren. Er kokettirte mit diesen Juwelen wie mit seinem Stammbaume, der bis zu Karl dem Großen hinaufreichen sollte.

Die Bauern hielten den Baron, der einem pensionirten Officiere glich, für einen strengen, unfreundlichen Herrn, mit dem sich nicht spaßen lasse; hätten sie ihn heute beim Champagner gesehen, sie würden vor Erstaunen über ihren Irrthum die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen haben. Der Herr Baron war der jovialste Mensch von der Welt! Seine markigen, strengen Züge mit dem großen grauen Schnurrbarte täuschten, und wenn er sich im Dienste schroff und streng zeigte, so war er bei der Tafel gemüthlich und herzgewinnend.

— Wir sind allein, Graf; sprechen wir uns aus.

Der Graf reichte seinem Wirthe die Hand, indem er die Augenlider, die etwas schwer zu sein schienen, nachlässig aufschlug.

— So angenehm mir die Gesellschaft der Damen war, so habe ich doch auf ein traulich tête-à-tête mit Ihnen gewartet.

— Wie weit sind Sie mit meiner Tochter gekommen? fragte der Baron, nachdem er seiner Havanna-Cigarre eine große Rauchwolke entlockt hatte, die er behaglich durch das hohe Gemach blies.

Biberstein rauchte grundsätzlich nicht; der Tabak schadete, nach seiner Meinung, der Gesundheit und den Kleidern.

— Ich glaube, die Baronesse betrachtet mich mit günstigen Augen.

— Freund, Sie sind drei Monate mit ihr im Bade gewesen — jetzt müssen Sie nicht mehr glauben, sondern wissen.

— Halten Sie diese Ungewißheit meiner Unkenntniß im Umgange mit Damen zu Gute. Die liebenswürdige Baronesse ist das erste weibliche Wesen, das mich mit unwiderstehlicher Gewalt anzieht. Man ist befangen, glaubt, hofft und zweifelt.

— Wir sind Freunde, Graf!

— Ich wenigstens bin der Ihrige mit Leib und Seele.

— Meine Offenheit mag Ihnen beweisen, daß ich Ihnen nicht minder zugethan bin.

— O, seien Sie offen; ganz offen! rief bittend der Stutzer.

— Ich kenne die Frauen, und vorzüglich meine Tochter.

— Geben Sie mir Andeutungen, Freund!

— Meine Antonie ist ein munteres, lebensfrohes Kind, das die Kopfhängerei haßt.

— Bin ich ein Kopfhänger? fragte verwundert Herr von Biberstein. Ich bin auf der Reise galant, freundlich, ja zu Zeiten muthwillig gewesen, um meinen Begleiterinnen Zerstreuung zu schaffen.

— Wir kommen nun auf einen delikaten Punkt.

— Delikat? fragte der Graf ein wenig kleinlaut.

— Ja!

— Für mich?

— Für uns Beide, Graf.

— So sprechen Sie. Unter Freunden muß die Delikatesse wegfallen.

— Oder sagen Sie richtiger, zwischen Schwiegersohn und Schwiegervater.

— Sie entzücken mich, Freund!

— Trinken wir zuvor!

— Ihr Wein ist gut, Baron! Ich trinke auf das Wohl der reizenden Baronesse!

— Und ich trinke auf den glücklichen Abschluß unsers Vorhabens.

Beide stießen an.

— Sie wollten offen sein, Baron! begann gespannt der Graf, indem er sein Glas auf den Tisch zurücksetzte.

— Antonie hält Sie für einen überaus frommen Mann.

— So! vielleicht für einen Frömmler?

— Auch das mag sein. Ich habe schon vor der Badereise darauf angespielt.

— Ganz recht, Baron!

— Aber Sie dürfen ihr das nicht übel nehmen, mein lieber Freund, wenn Sie bedenken, daß diese Meinung über Sie eine verbreitete ist. Sie haben der Kirche eine Kanzeldecke, werthvolle Altarleuchter und ein silbernes Crucifix geschenkt . . .

— Nur in Anbetracht der Armuth unserer Kirche — Nichts weiter. Uebrigens, mein Freund, habe ich mir Ihre Andeutungen über diesen Punkt gewissenhaft gemerkt. Um den Wahn — und es ist wirklich nur ein Wahn — in der Baronesse völlig zu zerstören, um zu zeigen, daß mir Ihre Nähe über Alles geht, habe ich die Gelegenheit in der Kirche benützt, mich als einen Weltmann zu zeigen.

— Ah, nun geht mir ein Licht auf!

— Der Himmel wird mir verzeihen, daß ich in der Dorfkirche meinen Herzensgefühlen keinen Zwang anlegte

und über das köstliche Bonmot der Baronesse laut lachte. Es wäre unverzeihlich gewesen, hätte ich den göttlichen Einfall mit Stillschweigen aufgenommen. Meine künftige Gattin hätte das Stillschweigen für eine tadelnde Kritik halten können.

— Natürlich! Natürlich!

— Ich bedauere nur, daß der freche Bauer . . .

— Mit dem Burschen werde ich schon fertig werden, unterbrach ihn der Baron, der gewaltsam den Mißmuth unterdrückte, den die Erinnerung an Albers erregte. Bleiben wir bei unserer Angelegenheit.

— Ich bin noch nicht einen Augenblick davon abgewichen.

— Sie lieben also meine Tochter?

— Ich kenne kein größeres Glück als den besondern Vorzug, der liebenswürdigen Baronesse ein Führer durch das dornenvolle Leben zu sein.

Der Baron seufzte.

— In der That, Freund, rief er dann aus, das Leben ist leider nur zu dornenvoll.

Der Graf rückte seinen Stuhl näher und flüsterte vertraulich:

— Baron, wir haben Freundschaft geschlossen, und wahre Freunde bergen sich keine Geheimnisse, auch wenn

sie noch so zarter Natur sind. Bekennen Sie, daß Sie von Sorgen gedrückt werden.

— Ja, Freund, von Sorgen, die jeden Cavalier treffen können.

— Wie sich nicht anders erwarten läßt.

— Ich habe landwirthschaftliche Spekulationen unternommen, die große Opfer gekostet und ohne Resultat geblieben sind. Dadurch bin ich in die peinlichsten Verhältnisse zu Menschen gekommen, deren Existenz ich früher nicht einmal gekannt habe. Mit einem Worte: ich muß meine Spekulationssucht weidlich büßen.

— Ihre Hand, mein Freund, Ihre Hand. So! Nun will ich Ihnen bekennen, daß es mein ernster Wille ist, nicht nur den Lebenspfad der Tochter mit Rosen zu bestreuen, sondern auch die Dornen hinwegzuräumen, die den Fuß des Vaters verletzen. Kirchhaus und Walesrode, deren Feldmarken an einandergrenzen, werden künftig einen gewaltigen Güterkomplex bilden, und während der Schwiegersohn seiner Gattin lebt, verbreitet der Schwiegervater die Segnungen einer neuen Kultur über das Land. Verfügen Sie an meinem Hochzeitstage über die Mittel, die Ihre Lage erheischt. Ich frage nicht nach der Summe; mir ist jede recht, wenn Antonien's Vater nur heiter in das Leben schauen kann. Das ist mein Bekenntniß; tragen Sie nun auch ein Scherflein zu meinem Glücke bei.

— Eine Hand wäscht die andere — Sie werden mein Schwiegersohn! Der Pakt ist zwischen Männern abgeschlossen, die Wort zu halten verstehen. Dies Glas unserm Pakte!

Der Graf stieß entzückt an. Nachdem Beide getrunken, umarmten sie sich. Einzelnheiten wurden noch gesprächsweise erörtert und als der Graf die Summe von hunderttausend Thalern, die der Baron wie absichtslos einfließen ließ, eine Bagatelle genannt hatte, führte der sehr heiter gewordene Wirth seinen Gast zu den Damen vom Hause. Schon auf dem Corridor hörten sie die Töne eines Flügels, der meisterhaft gespielt ward.

Der Schwiegersohn nickte wie ein Kenner mit dem Kopfe.

— Wer entlockt dem Instrumente diese wunderbaren Töne? fragte er, an der halb geöffneten Thür des Vorzimmers stehen bleibend.

— Ihre Braut, Graf.

— Antonie ist die heilige Cäcilie, die . . .

— Lassen Sie die Heiligen aus dem Spiele! rief lachend der Vater.

Arm in Arm traten sie in das Boudoir. Antonie spielte Mendelssohn's Lieder ohne Worte; die Tante saß träumend in einem Fauteuil. Als die Baronesse geendet hatte, klatschte der Graf Beifall. Dann küßte er begeistert

die Hände der Virtuosin, die er reizend und kunstfertig nannte. Antonie nahm die Huldigung des Enthusiasten kalt auf, der sich wie ein Geck geberdete und bemüht war, seine Diamanten flimmern zu lassen. Der Baron verfolgte mit ernsten Blicken das Benehmen seines künftigen Schwiegersohns; er selbst mochte wohl unter der Last des Gedankens leiden, daß seine Tochter ein Opfer trauriger Verhältnisse werden sollte. Aber er lächelte, lachte sogar, wenn der Herr Graf einen galanten Witz machte, um seine Braut zu erheitern. Das Gespräch, das der musikalischen Unterhaltung folgte, überzeugte die arme Antonie zur Genüge von der festen Absicht ihres Vaters. Wie gern wäre sie nach dem Gartenhause geeilt, um ihrem Romeo die Strickleiter hinabzuwerfen; aber sie fand kein Mittel, sich der peinlichen Gesellschaft zu entziehen, die bemüht war, ihr eine rosige Zukunft zu malen. Man sprach von Festen, Reisen und großartigen Bauplänen. Es war spät, als der entzückte Bräutigam von seiner Braut schied. Antonie suchte ihr Zimmer auf. Die Pendule auf dem Schreibtische zeigte halb ein Uhr. Noch konnte sie Friedemann antreffen, der ohne Zweifel an der Gartenmauer wartete. Ihr Entschluß stand fest, sie wollte gehen; es lag ihr schwer wie Blei auf dem Herzen. Aber sie begriff auch, daß die äußerste Vorsicht vonnöthen war, und darum wollte sie noch einige Minuten warten, daß die Tante, der sie vor-

züglich mißtrauete, erst das Bett aufsuchen konnte. Der schwarze Mantel mit der Kapuße lag bereits auf einem Stuhle und der Schlüssel zu dem Gartenhause befand sich in ihrer Tasche. Da trat der Vater ein. Er hatte selten die Tochter in ihrem Zimmer besucht. Antonie glaubte den Zweck dieses ungewöhnlichen Besuchs zu kennen. Da sie vorbereitet war, vermochte sie ihre Erregung zu verbergen.

— Mein Kind, begann ernst der Baron, mich führt die Vatersorge zu Dir. Der Plan, den ich zu Deinem Glücke entworfen, ist Dir kein Geheimniß mehr; aber Du scheinst ihn nicht zu billigen, vielleicht deshalb, weil Du ihn nicht begreifst. So bin ich denn gekommen, um mit Dir über den Grafen von Biberstein zu sprechen, der heute förmlich um die Vergünstigung angehalten hat, sich um Deine Hand zu bewerben. Zwischen mir und meinem künftigen Schwiegersohne ist Nichts mehr zu ordnen, es kommt nun auf Dich an, die für unsere Familie so wichtige Sache zum Abschlusse zu bringen.

Antonie hatte still, die Blicke zu Boden gesenkt, den Vater angehört. Mann hätte sie für gleichgültig halten mögen bei der Bestimmung über ihr Schicksal. Denn der Abschluß einer Ehe entscheidet wohl über das Glück und Unglück eines jungen Mädchens. Jetzt schlug sie ihr großes seelenvolles Auge auf. Indem sie halb bittend, halb vorwurfsvoll den Vater ansah, sagte sie leise:

— Der Graf verlangt meine Hand — weiß er denn, ob ich ihn werde lieben können?

— Er hofft, sich Deine Gunst bereits erworben zu haben.

— Das ist ein kühnes Hoffen.

— Antonie!

— Bis jetzt hat der Graf Nichts gethan, das ihn mir werth erscheinen lassen könnte. Wollte ich auch den Unterschied der Jahre nicht berücksichtigen, so müßte er doch wenigstens so viel Sympathie in mir erwecken, daß ich mich gern mit ihm beschäftigt. So lange ich ihn kenne, habe ich nur seine Toilette bewundern können, die mehr Reichthum als Geschmack verräth.

Der Baron unterdrückte seinen Groll über diese boshafte Bemerkung, die er indeß ganz treffend fand.

— Nebendinge, mein Kind, können nicht in Betracht kommen.

— Belehren Sie mich, Vater; was ist denn die Hauptsache?

Er führte Antonien zu dem Sopha. Beide ließen sich nieder.

— Die Eröffnungen, die ich Dir zu machen habe, eignen sich nur für das Ohr meiner Tochter; sie sind der Art, daß sie auch selbst meiner Schwester Geheimniß bleiben müssen. Deine verstorbene Mutter hat mir kein

Vermögen zugebracht, ich habe mit dem, was mir mein Vater hinterlassen, gewirthschaftet, habe es in landwirthschaftliche Unternehmungen gesteckt, um für meine einzige Tochter zu sorgen. Das Glück ist mir nicht hold gewesen; ich habe nicht nur nicht gewonnen, sondern auch verloren. Wenn ich einmal sterbe, bleibt Dir Nichts als Dein Stammbaum, der Dir höchstens ein Asyl in einem Fräuleinstifte verschafft. Die Welt, wie sie ist, verlangt Geld und Gut, und es gehört zu den Ausnahmefällen, daß ein armes Fräulein einen reichen Edelmann bekommen, der in jeder Beziehung nach ihrer Wahl ist. Ein lebendiges Beispiel ist meine Schwester — sie ist geistreich und gebildet, war schön und anmuthig; aber sie besaß kein Vermögen, und aus diesem letzten Grunde ist sie von dem Adel unberücksichtigt geblieben.

Jetzt glaubte Antonie über einen Punkt sondiren zu müssen, der ihr schon lange am Herzen gelegen, und wahrlich, es war die günstigste Zeit dazu.

— Vater, rief sie, die Tante besitzt alle Eigenschaften, die sie liebenswürdig machen, und der Adel läßt sie unberücksichtigt, weil ihr der Mammon fehlt, eine Zufälligkeit, die sie nicht verschuldet hat — ich glaube, daß sich sicherlich ein Bürgerlicher gefunden hätte, der durch die Hand Bella's glücklich geworden wäre.

— Antonie, bedenke unsern Stammbaum!

— Kann der Adel fordern, derselbe Adel, der nur auf Geld sieht, daß man dem Stammbaume ein so großes Opfer bringt? Ich behaupte, daß Tante Bella ein großes Unrecht an sich begangen hat. Warum soll sie den Stand berücksichtigen, der sie ihrer Armuth wegen vernachlässigt? O, das ist unrecht!

— Disputiren wir nicht über diesen Punkt. Bella hat als Baronesse gehandelt, und wird es, frage sie, nie bereuen. Der Baron von Kirchhaus, fügte er ernst und gewichtig hinzu, wird nie einen bürgerlichen Schwiegersohn anerkennen, und wenn er die Schätze des Krösus besäße. Siehst Du, mein Kind, daß ich für Dich denken und handeln muß? Der Graf Biberstein ist von altem Adel, besitzt ein großes Vermögen und kann seiner Gattin eine standesgemäße Existenz schaffen. Sentimentalität, Herzensneigung, Sympathien, Liebe und wie alle diese Dinge heißen, die in Romanen und Komödien ganz vortrefflich, sind nur Zuthaten, wenn es sich um die Erhaltung einer edeln Familie handelt. Der Verstand hat stets das entscheidende Wort, und der meinige sagt mir, daß der Graf der Gemahl für Dich ist, wie Du ihn nur wünschen kannst. Liebst Du mich, und hast Du Achtung vor dem Stande, dem Du angehörst, so fügst Du Dich meinem Willen und erschwerst mir die Sorge für Dein Glück nicht. Der Graf hat mein Wort; ich kann es nicht zurücknehmen. Betrachte

Dich jetzt schon als eine Gräfin von Biberstein und versetze mich nicht in die Nothwendigkeit, Dich zu Deinem Glücke zwingen zu müssen.

Florentin von Kirchhaus küßte seiner Tochter die Stirn und verließ, als ob er ihre Einwendungen nicht hören wollte, rasch das Zimmer. Antonie saß noch einige Augenblicke regungslos an ihrem Platze. Sie sah starr nach der Thür, durch die der strenge Vater verschwunden war.

— Wie ist mir denn? fragte sie sich. Habe ich denn auch recht gehört? Also nach diesen Grundsätzen verfährt man, und weil ich arm bin, soll ich einen Narren heirathen, einen gefährlichen, boshaften Narren? Vermögen, nur Vermögen ist der Wahlspruch, und wenn es ein gestohlenes ist! Weiß der gestrenge Herr Vater auch, wie der Graf sein Vermögen erworben hat? Ich soll mit dem prunken, was der armen Emmy von Saint-Georges geraubt ist — nein, und wäre dieser Graf die Liebenswürdigkeit selbst, was er nicht ist, so würde ich ihn des Verbrechens wegen hassen, das auf seiner Seele lastet. Wie anders ist Friedemann, der Sohn des Bauern. Wie großmüthig und liebevoll hat er sich der armen Familie angenommen, die Felix mit der Reitpeitsche fortgejagt haben würde. Ich muß ihn sprechen, diesen Abend noch!

Sie warf den Mantel um, zog die Kapuze über den Kopf, löschte die Kerze aus und schlüpfte aus dem Zimmer,

dessen Thür sie verschloß. Das Haus war still, die Bewohner desselben hatten sich zur Ruhe begeben. Antonie erreichte unbemerkt den Garten. Hastig eilte sie durch die Wege, stieg die schmale Treppe zu dem Gartenhäuschen hinan und betrat das Stübchen. Vorsichtig öffnete sie das Fenster und den Gitterladen. Sie lauschte hinab — wäre sie einige Minuten früher gekommen, so würde sie den, den sie suchte, noch gesehen haben. Das Feld war leer, und auf dem Fußwege an der Gartenmauer, der sich weithin übersehen ließ, zeigte sich kein lebendes Wesen. Der Nachtwind schüttelte traurig die dürren, blätterlosen Zweige der Bäume, deren bewegliche Schatten sich auf dem hellgrauen Wege abzeichneten.

Antonie seufzte tief und schwer. Wie gern hätte sie ihr bekümmertes Herz dem Geliebten eröffnet, und nun traf sie ihn nicht an. Mancherlei Befürchtungen drängten sich ihr auf. Der reiche Albers, wie er in der Gegend hieß, besaß auch seinen Stolz; vielleicht hielt er den Sohn, dessen Liebe ihm ein Zufall verrathen, zurück. Der traurige Vorfall in der Kirche hatte ja gezeigt, wie gereizt der Landmann war. Die Baronesse strengte ihr Gehör und ihr Gesicht an; so oft ein Windstoß das trockne Laub aufwirbeln ließ, glaubte sie die Schritte des Ersehnten zu hören. Aber gleich darauf trat wieder die kalte, fürchterliche Ruhe ein, und die Getäuschte senkte traurig das Köpf-

chen, um von Neuem zu lauschen. Wird auch unter solchen Umständen jede Minute zu einer Stunde, so giebt doch die Liebe Kraft und Zähigkeit zur Ausdauer. Die Schloßuhr schlug eins, die Dorfuhr folgte nach — Antonie lag immer noch in dem Fenster; sie achtete weder des kalten Windes noch der vorgerückten Nachtzeit. Plötzlich ließ sich Geräusch von der dem Dorfe entgegengesetzten Seite vernehmen. Diesmal hatte sich Antonie nicht getäuscht — Schritte erklangen durch die stille Nacht. An der Biegung der Mauer erschienen zwei Männergestalten, die sich langsam fortbewegten. Je näher sie kamen, jemehr zog die Baronesse den Kopf zurück. Unter dem Fenster blieben die Männer stehen.

— Ich kann nicht weiter gehen, rief eine Stimme. Meine Füße brennen wie Feuer und auf meinen Augen liegt der Schlaf schwer wie Blei. Sieben Meilen an einem Tage — es ist kein Spaß. An dergleichen Strapatzen bin ich nicht gewöhnt.

— Wir müssen doch nun bald das Dorf erreichen, murmelte eine zweite Stimme.

— Und was bietet uns das Dorf, wenn wir es erreicht haben? Ein Uhr in der Nacht ist vorüber, es wird sich uns keine gastliche Thür öffnen.

— So klopfen wir den Wirth der Dorfkneipe heraus, die uns der Nachtwächter zeigen wird.

— Was geschieht morgen früh, wenn wir die Zeche bezahlen sollen?

— Der verdammte Mammon!

— Ein über die Störung seiner Nachtruhe erbos'ter Wirth ist zu Allem fähig; er wird uns festhalten und uns der löblichen Polizei überliefern, die uns als Vagabunden auf den Schub bringt. Nein, Freund, Conflicte mit der Polizei muß ich vermeiden, es koste, was es wolle.

— Raffe Dich auf, Oskar, dem Muthigen ist das Glück stets hold. Wir können doch nicht unter freiem Himmel kneipen . . .

— Nein, dazu ist es zu kalt. Gicht und Rheumatismus fürchte ich wie die Polizei.

— Was beginnen wir denn?

— Ich denke so eben darüber nach, antworte Oskar.

— Aber denke nicht lange, denn eine eisige Kälte durchzittert mein müdes Gebein, das sich nach Ruhe sehnt.

— Ludwig, sieh' Dir dieses Häuschen an.

— Ich sehe es.

— Wie freundlich winkt das trauliche Dach, das vor dem Herbstwinde schützt. Das Gebäude liegt still und verlassen, kein Wirth streckt die Hand nach Bezahlung aus, wenn wir einige Stunden geruht haben— und beim Zeus,

es ist doch kein Verbrechen, wenn arme Teufel sich vor dem Erfrieren schützen wollen wollen. Die vornehmen Leute benutzen ihre Gartenhäuser nur im Sommer . . .

— Aber bedenke, wenn man uns überrascht!

— Der Besitzer dieses Hauses wird froh sein, wenn ich ihm für das unfreiwillig gewählte Nachtlager Schillers Glocke vordeklamire. Du holst Deinen Monolog aus Hamlet hervor, schneidest dabei die üblichen Grimassen, und wenn der Hausbesitzer nur einigermaßen für Poesie empfänglich ist, wird er uns zu einem guten Frühstücke einladen. Das ist der schlimmste Fall, der uns treffen kann. Sieh', das Fenster ist offen, der Mond bescheint Wege und Stege, diese vortreffliche Nachtlampe, die uns schon so oft geleuchtet hat — schwinge Dich auf und spähe, ob die Luft rein ist. Zunächst bedienst Du Dich meiner Schultern; stehst Du auf dem Mauerrande, so ziehst Du mich nach.

— Gut, sagte Ludwig, wir wollen den Versuch wagen. Gepäck hindert uns in der Entfaltung unserer Schwingen nicht — stelle Dich an die Mauer, die fester zu sein scheint, als die von Jericho, die man mit Posaunen umgeblasen hat.

Jetzt bog sich Antonie zurück; sie ließ das Fenster offen und flüchtete aus dem Zimmer auf den kleinen Vorsaal, dessen Glasthür sie von außen leise verschloß. Es waren

zwar die Fremden, wie sie aus ihrem Gespräche entnommen, nicht gefährlich, denn sie suchten ja nur in der Noth ein Nachtlager, das sie ihnen vom ganzem Herzen gönnte; sie hielt es aber doch für räthlich, verborgen und so viel als möglich gesichert zu bleiben. Das Abenteuer gewährte Zerstreuung, und sie beschloß, es zu beobachten. Wäre nur Friedemann an ihrer Seite gewesen!

Ludwig hatte glücklich den Mauerrand erreicht und sah in das Fenster, des hell vom Monde beleuchteten Zimmers.

— Ach, rief er verwundert, ein reizendes Zimmer! Ein wahres Damenboudoir! Es duftet wie eine Balldame!

— Ist auch ein Sopha darin? fragte Oskar von unten herauf.

— Und was für eins! Ein türkischer Pascha kann damit zufrieden sein.

Ludwig tappte auf der Mauer hin, daß er in den Garten sehen konnte. Nachdem er sich vergewissert, daß das Haus isolirt lag, kehrte er zurück, und zog den Gefährten zu sich empor. Von der Mauer auf die Fensterbrüstung zu gelangen, war nicht schwer — Ludwig sprang voran, Oskar folgte: Beide standen in dem Zimmer.

— Den Gedanken hat mir unser Herrgott eingegeben! rief Oskar leise. Schließe das Fenster, Freund; wir sind für diese Nacht geborgen.

Er warf sich in die eine, Ludwig in die andere Ecke des Sopha's. Beide stießen zugleich ein langgedehntes „Ah!" aus, als der Polster sich elastisch unter ihnen dehnte.

— Das ist doch ein ander Ding, als ein elendes Strohlager! meinte Ludwig. Jetzt fehlt Nichts, als eine Tasse Thee und eine Havannah-Cigarre.

— Vergiß den türkischen Schlafrock nicht! fügte Oskar hinzu.

Ludwig stieß einen tiefen Seufzer aus.

—Das erste Stück, rief er gähnend, das ich mir im neuen Engagement kaufe, wird ein Schlafrock sein! Ich kann keine Rolle in Hemdsärmeln studiren.

— Und ich muß im Bette liegen, wenn ich eine neue Rolle vornehme.

— Alle Genie's haben ihre Eigenheiten.

— Du lieber Himmel, wenn die Genie's nur nicht so oft darben müßten!

— Was thut's? rief Ludwig. Variatio delectat. Betrachte unsere gegenwärtige Lage — ist sie nicht zum Entzücken romantisch? Die letzten sechs Nächte haben wir in Dorfschenken auf Stroh gelegen; hätten wir weiche Betten gehabt, dieser Polster würde uns nicht so vortrefflich schmecken.

— Was wird die nächste Nacht bringen?

— Ah bah, darum kümmere ich mich jetzt noch nicht. Ich vertraue dem guten Sterne, der über alle dramatischen Künstler wacht. Denke an Engelbrecht, den die Welt jetzt anstaunt und von den Directoren eine enorme Gage bezieht.

— Wir sind nicht alle Engelbrechts, entgegnete Oskar.

— Das gehört nicht hierher; was man nicht ist, kann man noch werden. Aber Engelbrecht hat vor zwei Jahren an der Landstraße gebettelt, um sich und seine Kinder vom Hungertode zu retten — ich weiß es aus seinem eigenen Munde. Betrachte ihn heute, er ist ein gemachter Mann. Die ersten Hoftheater überbieten sich, um den Künstler zu gewinnen. Und nun seine Tochter, die reizende Klara — sie, die vor zwei Jahren hungrig zusammenbrach mit ihrem Schwesterchen, ist heute nicht allein eine wahre Perle für die Bühne, sondern auch die reizendste Dame, die ich je gesehen. In dem Leben des Künstlers ist es das ganze Jahr hindurch Aprilwetter, und darum lasse ich den Muth nicht sinken. Ich spiele den Franz Moor nach der Auffassung Engelbrecht's, und der Erfolg wird mir nicht fehlen. Nun, Freund Oskar, denke an Dein süßes Klärchen und laß mich schlafen.

Der Intriguant legte den Kopf zur Seite und bedeckte das Gesicht mit seinem breitkrämpigen Filzhute.

— Klärchen! Klärchen! flüsterte Oskar. Wenn ich noch einmal als Don Carlos durchfalle . . .

— Spiele den Posa! murmelte Ludwig unter dem Hute.

— Das ist nicht möglich!

— Du bist ein geborener Posa, mein Freund! Laß Dir rathen, ich kenne Dich besser, als Du Dich selbst kennst. Wir treten zusammen auf in Schiller's Drama — ich werde den König spielen. Karl Grunert ist mein Vorbild — ah, das ist ein König — und sein Mephisto, sein Essighändler, sein Kromwell — sein Wurm — unübertrefflich...

— Gute Nacht, Ludwig!

— Gute Nacht, Oskar! Verschlafen wir die Zeit nicht..

Schon nach wenig Minuten verrieth eine geräuschvolle Respiration, daß die beiden Künstler in einem festen Schlafe lagen. Da hatte nun Antonie, die lauschend an der verschlossenen Glasthür stand, das zweite Beispiele von dem Elende, das den Schauspielerstand heimsucht. Aber waren diese beiden lustigen Burschen elend, obgleich es ihnen an Allem fehlte? Die Lauscherin trat näher an die Glasthür. Das helle Mondenlicht fiel auf den Sopha. Der Franz Moor hatte seinen Kopf unter den Hut gesteckt — der Marquis Posa aber war deutlich zu erkennen. Er hatte ein schönes, regelmäßiges Gesicht, das ein elegantes Schnurrbärtchen schmückte, und ein krauses, blondes Haar. Der Rock, der bis an den Hals fest zugeknöpft war, schloß einen

schlanken, jugendlichen Körper ein. Die feine weiße Hand des Schläfers hielt einen derben Wanderstab. Von Reisegepäck war keine Spur zu erblicken.

Die Baronesse fühlte ein inniges Mitleiden mit den armen Menschen, die, wie sie aus ihrem Gespräche entnommen hatte, nicht wußten, woher sie für den nächsten Tag Nahrung nehmen sollten. Sie beschloß, ihre kleine Kasse zu opfern. Leichtfüßig wie ein Reh eilte sie nach ihrem Zimmer, zündete die Kerze an und holte ihre Baarschaft hervor, die aus zehn Thalern bestand. Je fünf Thaler rollte sie in ein Papier und schrieb auf das eine „für den Marquis Posa," auf das andere „für den Franz Moor." So ausgerüstet eilte sie nach dem Gartenhause zurück. Es gelang ihr, die beiden Geldrollen auf den Tisch vor dem Sopha zu legen, ohne den festen Schlaf der Künstler zu stören. Erfreut, ein gutes Werk vollbracht zu haben, begab sie sich zur Ruhe. Dieser Zwischenfall hatte sie von ihrer eigenen Bedrängniß abgelenkt; sie beschäftigte sich mit Emmy von Saint-Georges, mit Engelbrecht, der als großer Künstler glänzen und mit Klara, die eine große Schönheit und eine vortreffliche Preciosa geworden sein sollte. Sie mußte selbst lächeln bei dem Gedanken, daß der Zufall ihr beharrlich Schauspieler und Schauspielerinnen entgegenführte, selbst auf dem väterlichen Grund und Boden. Bald bemächtigte sich ihrer ein sanfter Schlaf,

und wiederum waren es die Schauspieler, denen der Traumgott in den sich vor dem Geiste der Schläferin entwickelnden Scenen die ersten Rollen zutheilte. Antonie erblickte sich selbst als Julia auf der Bühne, sie lag mit geschlossenen Augen, den weißen Rosenkranz auf dem Haupte, im Sarge und hörte den Monolog Romeo's, den Friedemann mit seiner klangvollen Stimme sprach. Dann fühlte sie seinen Kuß auf den Lippen und lag, in schmerzlicher Wonne jauchzend, an seiner Brust. Das Publikum applaudirte und warf Blumen und Kränze auf die Bühne. Die verworrensten Bilder sah die holde Schläferin: die Gestalten aus klassischen Dramen tummelten sich weidlich mit dem Grafen von Biberstein, mit dem strengen Pfarrer, der die Schauspielkunst verdammte, und mit dem zornigen Vater, der zwei Gensdarmen kommandirte, Romeo, Julia, den Pater Lorenzo und die alte Amme zu verhaften. Sie erwachte vor Schrecken und schlummerte wieder ein, um als Louise in Kabale nnd Liebe zu erscheinen und mit Friedemann, der als ein stattlicher Major auftrat, die Standesvorurtheile ihrer Familie zu bekämpfen. So amalgamirte sich das Reale mit der Poesie, die Pein der Wirklichkeit mit den Freuden und Triumphen der Schauspielkunst.

Das Morgenroth eines sehr kühlen Herbsttages dämmerte durch die Fenster des Gartenhäuschens, als Ludwig, der im Traume den Franz Moor gespielt hatte, von dem

Sopha auf den Fußboden fiel. Der Tisch war polternd bei Seite geschoben. Oskar fuhr erschreckt empor. Als er den Genossen sah, der das Tischbein umklammert hielt, rief er aus:

— Ludwig, was beginnst Du?

Der Intriguant kam zur Besinnung.

-- Das war nicht übel! murmelte er. Die Kerls spielen mit einem Feuer, das mir Hören und Sehen vergeht.

— Welche Kerls?

— Die Räuber; sie wollten mich so eben durch das Fenster werfen. Ich wehrte mich und fiel unter den Tisch. Freund, wenn die Scene auf der Bühne gelingt, wie in diesem Sopha, so mache ich als Franz Furore.

— Du bist zur rechten Zeit bei der Fensterscene angelangt, denn wärest Du nicht unter den Tisch gefallen, so schliefen wir noch und könnten höchst unangenehm überrascht werden. Brechen wir auf, die Sonne erwacht!

— Jawohl, rief Ludwig gähnend, wir haben nun in Wirklichkeit eine Fensterscene zu spielen. Rücken wir den Tisch an seinen Platz zurück.

Beide wollten den Tisch erfassen. Sie sahen zugleich die beiden Pakete.

— Für den Marquis Posa! las Oskar.

— Für den Franz Moor! las Ludwig.

— Ich habe wirklich diese Nacht den Posa gespielt.

— Und ich den Franz.

— Oeffne, Ludwig.

— Oeffne, Du, Oskar. Man hat offenbar die ungebetenen Gäste entdeckt . : .

Sie lasen noch einmal die deutlich geschriebenen Worte, dann entfalteten sie das Papier und fanden die blanken Silberstücke. Ihr freudiges Erstaunen läßt sich nicht beschreiben.

— Man honorirt Rollen, die wir im Traume gespielt haben!

— Aber wer ist dieser hochherzige Director? fragte Ludwig, die Thaler in seine Tasche versenkend. Jedenfalls kein Sterblicher, denn er hat in unserer Seele gelesen! gab er sich selbst pathetisch zur Antwort. Habe Dank, Unsichtbarer, in der nächsten Kneipe werde ich auf Dein Wohl trinken!

Oskar starrte immer noch das Geld an.

— Ist es denn auch für uns bestimmt? fragte er. Kann nicht ein seltsamer Zufall das Geld auf den Tisch gebracht haben? Dann wären wir ja . . .

— Sprich das Wort nicht aus! unterbrach ihn Ludwig, die Hand drohend emporhebend. Es giebt keinen Zufall, wenigstens für mich nicht, der ich ein gläubiger

Verehrer der Vorsehung bin, die keinen Sperling vom Dache fallen läßt, geschweige denn einen Franz Moor ohne Honorar unter den Tisch. Ich bin der Adressat, folglich nehme ich das Paket und setze meinen Stab und Stecken weiter.

Er öffnete das Fenster, stieg auf den Mauerrand und sprang zu Boden. Oskar hegte immer noch Skrupel über die Rechtmäßigkeit der Besitznahme dessen, was sich ihm so seltsam dargeboten. Die Aufschrift der Pakete bestätigte allerdings die Ansicht Ludwigs; aber wie konnte Jemand, wenn überhaupt Jemand in dem Gartenhäuschen während der Nacht gewesen, die Geheimnisse des Traums errathen haben? Der junge Mann versuchte die Thür zu öffnen — sie war verschlossen. Er trat zu dem Fenster und sah in den Garten hinaus. Durch die blätterlosen Zweige der Bäume ließ sich das stattliche Herrenhaus erkennen, dessen Schornsteinen dünne Rauchsäulen entstiegen. Die Fenster erglänzten im ersten Morgenstrahle. In dem Hauptwege des Parks erschienen zwei Männer, die eifrig miteinander sprachen. Der eine von ihnen deutete mit der Hand nach dem Gartenhäuschen. Jetzt mußte Oskar auf den Rückzug bedacht sein. Das schöne Geld, das ihm eine bequeme Reise ermöglichte, reizte ihn. Er zog sein Taschenbuch, schrieb mit Bleistift einige Zeilen auf ein Blatt, riß das Blatt aus dem Buche, legte es auf den Tisch, nahm

das Geld und folgte seinem Gefährten durch das Fenster. Als er auf dem Boden stand, sah er noch einmal empor. Dann ergriff er seinen Stock und eilte Ludwig nach, der, ein Lied singend, an der Mauer hinging. Beide verschwanden zwischen den Hecken der Dorfgärten.

Auf dem Fahrwege, der quer über das angrenzende Feld führte, hielt ein Reiter sein Pferd an. Es war Friedemann, der in dem Augenblicke von der entgegengesetzten Seite gekommen, als Oskar aus dem Fenster sprang und auf dem Fußwege, der von dem Felde durch einen breiten Graben getrennt ward, davonlief. Der Flüchtling war anständig, sogar elegant gekleidet. Der schwarze Velpelhut stand dem blonden Lockenkopfe vortrefflich. Und wie schlank war die Taille, wie leicht und gewandt führte er alle Bewegungen aus, wie schmachtend sah er noch einmal zu dem Fenster empor. Das Alles hatte Friedemann, der wie eine Reiterstatue an dem Rande des Grabens hielt, mit einem Blicke erfaßt. Er war so bestürzt, daß er den Vorgang für ein Gebilde seiner gereizten Phantasie hielt, denn er hatte in peinlicher Unruhe die Nacht verbracht und mit einem Heere von Annahmen und Befürchtungen gekämpft, selbst mit dem Gedanken an eine Sinnesänderung der Geliebten.

— Nein, es ist keine Täuschung, murmelte er, denn das Fenster, das gestern Abends geschlossen war, steht offen

Sollte ein Dieb die Frechheit gehabt haben — aber nein, so sieht ein Dieb nicht aus!

Seine Eifersucht flüsterte ihm zu, daß Antonie an dem Fenster erscheinen müsse, um dem jungen Manne nachzusehen. Aber sie kam nicht; der grüne Gitterladen knarrte leise im Winde und das Fenster blieb leer.

— Tolles Zeug! rief er aus. Antonie kann sich so weit nicht vergessen, daß sie von einem Dritten Nachts Besuche empfängt. Sie ist Baronesse und muß auf ihre Ehre halten. Auch liebt sie ja nur mich . . .

Die Eifersucht, diese furchtbare Verleumderin, fügte hinzu: hat Antonie nicht eine Strickleiter heimlich verfertigt? Täuscht sie nicht den strengen Vater und die wachsame Tante?

Er wollte den Gedanken nicht weiter fortspinnen, ein kalter Schauer überlief ihn. Wie ein Sinnverwirrter gab er seinem Rosse die Sporen und sprengte über das Feld dem Forste zu, wohin er einen Auftrag des Vaters bringen sollte.

Antonie erwachte spät. Nachdem sie das erste Frühstück mit der Tante eingenommen, von der sie als künftige Gräfin Biberstein begrüßt ward — zu ihrem großen Verdrusse — machte sie rasch Toilette und eilte, sich das Ansehen einer Spaziergängerin gebend, in den Garten hinab.

Das Schicksal der dramatischen Künstler interessirte sie. Mehr aus Besorgniß, daß den armen Menschen eine Unannehmlichkeit begegnet, als aus Neugierde, stieg sie die Treppe zu dem Gartenhäuschen hinan und betrat den Vorplatz. Sie fand Alles in der gewohnten Ordnung: auf Leinen, die von einer Wand zu der anderen gezogen waren, hingen Pflanzen und Sämereien zum Trocknen; den größten Theil des Bodens bedeckten Körner und Bohnen. Die Glasthür war fest verschlossen. Sie öffnete. Indem sie eintrat, wehete der entstehende Zugwind ein Blatt Papier von dem Tische auf den Fußboden. Antonie erfaßte das Blatt, das neben einem Taschenbuche lag. Sie las folgende mit Bleistift geschriebenen Zeilen:

„Dem guten Geiste danken für das Reisegeld — Franz Moor und Marquis Posa.“

— Vortrefflich, sie sind glücklich entkommen! flüsterte die Baronesse.

Nun betrachtete sie das Taschenbuch. Eine überaus feine Perlenstickerei bildete die Decke. Das Büchlein, wahrscheinlich ein Geschenk von zarter Hand, war gut gehalten. Der Verlust desselben mußte dem Besitzer ein schmerzlicher sein. Aber wer war der Besitzer? Dies zu erfahren, gab es kein anderes Mittel als den Inhalt zu prüfen, wozu sich Antonie um so berechtigter glaubte, als sie es dringend für geboten hielt, den Besitzer zu ermitteln. Sie zog

den feinen Silberstift aus den Goldösen und öffnete die Blätter. Auf einem Streifen von weißem Atlas stand der mit Goldperlen gestickte Name „Emmy von Falk.“ Antonie stieß einen leichten Schrei freudiger Ueberraschung aus. Emmy von Falk war ja jene Schauspielerin, die sie in Aachen unter dem Namen Emmy von Saint-Georges kennen gelernt und lieb gewonnen hatte. Sie blätterte weiter. Aus einzelnen Notizen erkannte sie, daß der Besitzer, Oskar von Falk, der Bruder Emmy's sei.

— Seltsam, seltsam! flüsterte die Baronesse, ihr schönes Köpfchen schüttelnd. Während Emmy Geld und Lorbeern erndtet, muß Oskar sich in ein Gartenhaus stehlen, um nicht die kalte Herbstnacht unter freiem Himmel zu verbringen. Vielleicht trägt Herr Oskar, der ein wenig leichtsinnig zu sein scheint, selbst die Schuld an seinem Schicksale. Ah, hier ist ein Brief! „An Herrn Oskar Ritter, Schauspieler in B.“ Ich muß ihn lesen, selbst auf die Gefahr hin, eine unverzeihliche Indiskretion zu begehen. „Mein lieber Bruder! Die nächste Post bringt Dir eine Summe von fünf Friedrichsdor, die ich gern verdoppelt hätte, wenn meine Kasse nicht durch das Unternehmen gegen den Räuber unsers Vermögens arg in Anspruch genommen würde. Schlage Dich durch, so gut es gehen will; im Uebrigen kannst Du stets zählen auf Deine Schwester — Emmy. Aachen, den 10. Juni 18 . .

In einem Täschchen lag eine braune Haarlocke und ein Stammbuchblatt, dessen liebeathmender Vers mit „Klärchen" unterzeichnet war.

— Klara Engelbrecht! fügte die Baronesse hinzu. Das arme Mädchen liebt und wird geliebt. Mögen Beide glücklicher sein in der Liebe, als ich es zu werden scheine.

Sie verbarg den Fund und ging nach dem Herrenhause zurück.

Fünftes Kapitel.

Kabale und Liebe.

Fast schien es, als ob der Vorgang in der Kirche ohne Folgen bleiben sollte. Der Landrath wohnte ruhig in seinem Schlosse, der Pfarrer versah nach wie vor seinen Dienst, die Bauern sprachen nicht mehr davon, und Albers war wieder ruhig geworden. Auch Friedemann ward nicht mehr von der Eifersucht geplagt, denn Antonie hatte ihm bereits mehr als ein Mal die Strickleiter wieder zugeworfen und ihm den seltsamen Nachtbesuch erklärt. Auch Felix von Biberstein betrieb seine Bewerbungen nicht so eifrig, wie man nach dem ersten Anlaufe, den er genommen, hätte schließen müssen; er stattete zwar von Zeit zu Zeit einen Besuch ab, beobachtete aber seiner Braut gegenüber ein reservirtes Benehmen. Daß dies eine schlaue

Taktik war, begriff Niemand besser als der Baron, dessen Finanznoth täglich größer wurde, denn die ungeduldigen Gläubiger drängten von allen Seiten. Wenn in den nächsten drei Monaten nicht ein Helfer erschien, mußte der stolze Baron seine Insolvenz anzeigen. Bis dahin, glaubte er, würde es Antonie nicht kommen lassen, und in diesem Glauben überließ er die Dinge ruhig ihrem natürlichen Gange.

Die Krankheit des Rekruten war nicht so schlimm geworden, als man befürchtet hatte; schon nach vierzehn Tagen konnte er das Bett verlassen und durch das Fenster des Fremdenzimmers dem regen Treiben in dem Hofe zusehen. Nach der Erklärung des Arztes, es sei durchaus keine Gefahr mehr vorhanden, erhielt der Reconvalescent häufig Besuche von seinen Hausgenossen. Friedemann hatte den Gast bald liebgewonnen, und Leo war erstaunt, bei dem jungen Landmanne einen so großen Schatz von Kenntnissen zu finden.

Lottchen machte sich häufig in dem Krankenzimmer zu schaffen, und so oft sie erschien, hatte sie eine reizende Toilette gemacht. Leo saß stets traurig in seinem Stuhle am Fenster, und nur wenn Lottchen kam, verzogen sich seine bleichen Züge zu einem freundlichen Lächeln.

Herzog schien geflissentlich die Nähe des jungen Mannes zu meiden, er erkundigte sich bei Lottchen nach dem Patien-

ten und drohete warnend mit dem Finger, wenn diese mit Theilnahme von der traurigen Zukunft sprach, die des gebildeten Rekruten harrte.

— Ich bleibe dabei, fügte sie dann erröthend hinzu: Leo Bonhorst wird ein unglücklicher Soldat.

Eines Tages trat Lottchen in das Fremdenzimmer, um nachzusehen, ob die alte Lene ihre Pflicht gethan. Leo, in einen Schlafrock Friedemann's gehüllt, ging langsam auf und ab.

— Guten Morgen, Herr Bonhorst!

Herr Bonhorst verneigte sich und küßte Fräulein Albers die Hand. Lottchen zuckte heftig zusammen, denn noch nie hatten die Lippen eines jungen Mannes ihre Hand berührt.

— Sie langweilen sich wohl? fragte sie, um Etwas zu fragen.

— Nein; mir vergeht die Zeit im Gegentheil rasch. Zwar weiß ich, daß ich Ihnen Mühe und Last verursache..

— Sprechen Sie davon nicht! rief Lottchen. Wir Alle freuen uns, daß Ihre anscheinend so gefährliche Krankheit gut verlaufen ist. Bleibt Ihnen in der Pflege Manches zu wünschen übrig, so zweifeln Sie deshalb nicht an unserm guten Willen.

— O, mein liebes Fräulein, ein armer Rekrut kann so große Ansprüche nicht machen. Man hat mich ja hier verpflegt, als ob ich ein Stabsofficier wäre.

— Wir kennen keinen Standesunterschied!

— Wenn ich vorhin sagte, daß mir die Zeit zu rasch vergeht, so hat dies seinen guten Grund.

— Sie werden mit Unlust Soldat!

— Ich leugne es nicht; aber mehr als den Soldatenstand fürchte ich den Abschied von den guten Menschen, die sich meiner so liebreich in der höchsten Noth angenommen haben. Und Alles, was man fürchtet, kommt stets zu rasch.

— Ich begreife nicht, Herr Bonhorst, was Sie hindert, Ihren Aufenthalt bei uns so lange auszudehnen, als es Ihnen wünschenswerth erscheint? Ihre Genesung geht langsam von statten, der Winter ist vor der Thür. Sie dürfen sich dem rauhen Wetter nicht aussetzen . . .

— Sobald der Arzt mich gesund erklärt, muß ich fort.

— Man wird den Arzt zu bestimmen wissen. Ich habe mir sagen lassen, daß zwei bis drei Goldstücke Wunder thun. Und reichen drei nicht hin, nun so zahlen Sie fünf.

Leo lächelte, als wollte er sagen: Sie haben Recht, aber um den Arzt zu bestechen, muß man auch Goldstücke besitzen.

— Lassen wir das jetzt, sagte Lottchen eifrig. Wenn es so weit ist, werden wir schon Mittel finden, Ihre Abreise bis zum Frühjahre zu verschieben. Der Doctor muß bescheinigen, was wir wollen. Und damit Basta! sagt mein Vater. Herr Bonhorst, es ist nicht gut, daß Sie

ohne Unterhaltung sind — ich werde Ihnen Bücher verschaffen.

— Bücher! rief Leo mit leuchtenden Augen.

— Folgen Sie mir — gegenüber ist das Zimmer meines Bruders — der Corridor ist warm — Sie werden sich nicht erkälten . . .

Sie öffnete rasch beide Thüren, und schon in der nächsten Minute stand Leo vor einer Bibliothek, deren Reichhaltigkeit ihn in Erstaunen setzte. Ein großer Glasschrank war mit den besten und schönsten Büchern angefüllt.

Die Landleute beschämten manchen Städter, der auf literarische Bildung Anspruch macht, und nicht einmal eine Bibliothek besitzt.

Leo wählte einige Bände von Schiller's Theater und trug sie triumphirend, als ob er einen großen Schatz erobert hätte, in sein Zimmer. Er sprach mit Begeisterung von den Werken des großen deutschen Dichters.

— Das ist Labsal für Herz und Geist! rief er aus.

— Warum haben Sie gerade die Dramen unsers Dichters gewählt? fragte Lottchen, die auf den Strauch schlagen wollte. Seine Gedichte, seine Geschichte des Abfalls der Niederlande, sein Geisterseher und alle übrigen Werke . . .

Sie schwieg, als sie sah, daß Leo ernst geworden war.

— Ihnen den Grund dieser Vorliebe zu den Dramen

zu verschweigen, wäre thöricht, antwortete der junge Mann. Eine Dame, die so viel Geist und Bildung besitzt, kann unmöglich einem in unserer Zeit leider zu weit verbreiteten Vorurtheile huldigen — ich meine das Vorurtheil gegen den Schauspielerstand, dem auch ich angehöre, und zwar mit Leib und Seele.

Lottchen freuete sich über die Schmeichelei, die in dieser Offenherzigkeit lag. Sie war ja ein junges Mädchen, und man mag sagen, was man will, es steht der Satz fest: kein Mädchen ist unempfindlich gegen Schmeicheleien, die junge interessante Männer aussprechen. Und Leo war nicht nur ein interessanter, er war auch ein schöner junger Mann, dessen feines, aristokratisches Benehmen jedes Herz gewann. Lottchen hatte ihn schon vom ersten Augenblicke an mit großer Theilnahme beobachtet, sie hatte selbst heimlich Thränen vergossen, als der Arzt ernste Befürchtungen für den Kranken ausgesprochen.

— Ich danke Ihnen für die gute Meinung, die Sie von mir hegen, flüsterte sie erröthend. Bin ich auch mit der großen Welt wenig in Berührung gekommen, so habe ich doch Gelegenheit gehabt, die dramatische Kunst kennen und schätzen zu lernen. Ich glaube, es kann sie nicht ein Jeder üben, der Gefallen daran findet, und der wahre Künstler muß Geist, Gemüth und einen hohen Grad von Bildung besitzen, um seine Rollen zu fühlen und zu ver-

stehen. Jetzt ruft mich die Wirthschaft, die Prosa des alltäglichen Lebens — wie sie mein Bruder nennt — ergötzen Sie sich an unserm Schiller — für das Zeugniß des Arztes lassen Sie mich sorgen.

Sie schlüpfte aus dem Zimmer, um die hohe Purpurröthe ihrer brennenden Wangen zu verbergen, denn sie fühlte, daß sie sich in ihrer Sympathie ein wenig zu weit hatte hinreißen lassen.

Leo stand wie angewurzelt in der Mitte des freundlichen Gemachs. Noch lange hafteten seine Blicke auf der Thür, durch die das anmuthige Wesen verschwunden war.

— Ich fürchte, murmelte er, diese Episode führt einen tragischen Aktschluß herbei. Lottchen ist ein reizendes, wunderbares Wesen, ein Gemisch von Geist und Naivität, von Frohsinn und Ernst, von Poesie und Prosa, das unwiderstehlich fesselt. Ach, wäre ich alles Andere, nur nicht Schauspieler! Thörichter Wunsch! fügte er wie unwillig hinzu. Ich bin ein armer Mensch, ein Bettler, eine Art Abenteurer, der den blinden Zufall zu seinem Genossen macht — wie kann ich eine Hoffnung hegen, die nie in Erfüllung gehen wird? Was soll ich antworten, wenn man mich fragt, wer bist Du denn eigentlich? Wer und wo sind Deine Eltern? Nein, nein, ich muß fort aus diesem gastlichen Hause, muß den Weg wandern, den mir ein eben

nicht freundliches Schicksal vorgeschrieben hat, muß — Soldat werden! Arme Mutter, Gott möge Dich schützen!

Leo nahm seinen Platz am Fenster ein und begann zu lesen. Die Poesie sollte den Jammer des realen Lebens für einige Zeit vergessen machen.

Lottchen war nicht so munter mehr bei der Arbeit als sonst; sie sah den Mägden Manches nach und antwortete kurz auf die Fragen, die man an sie richtete. Die alte Lene schüttelte den Kopf und meinte in ihrer Einfalt: es ist nicht gut, daß der wunderliche Rekrut in unser Haus gekommen.

Denselben Tag gegen Abend ging Lottchen über die weite Hausflur. Da trat ein vollständig armirter Gensdarm ein. Das Geklirr des Säbels erschreckte das junge Mädchen. Der martialische Mann der Sicherheit fragte mit rauher Stimme:

— Ist Herr Albers zu sprechen?

— Nein! antwortete Lottchen. Mein Vater ist noch im Felde.

— Nun, im Grunde genommen, ist seine Anwesenheit auch nicht nöthig.

— Was wollen Sie denn, Herr Wachtmeister?

Lottchen kannte den Gensdarmen, der im Orte, als dem Sitze des Landraths, stationirt war.

— Sie haben einen kranken Rekruten im Quartiere...

— Ja! stammelte das erschreckte Mädchen. Herr Bonhorst ist noch sehr krank.

— Bis auf das Landrathsamt wird er wohl gehen können.

— Was soll er auf dem Amte?

— Man will ihn sehen, um an das Regiment Bericht zu erstatten. Die Krankheit dauert ein wenig lange. Freilich, in einem solchen Quartiere läßt man sich's gefallen.

— Der Rekrut, Herr Wachtmeister, kann noch nicht über die Straße gehen; zwänge man ihn dazu, so würde ein Rückfall der Krankheit eintreten . . .

— Wo ist das Quartier des Rekruten?

— Sagen Sie dem Herrn Landrath, daß unser Rekrut noch sehr krank sei, er könne unmöglich das Zimmer verlassen.

Der Gensdarm lächelte.

— Sie meinen es recht gut, Mamsell Albers; aber ich muß doch meine Pflicht erfüllen . . .

— Sie wollen ihn doch wohl nicht mitnehmen? fuhr Lottchen auf.

— Nein, aber der Rekrut soll mich begleiten.

— Das ist ganz dasselbe! Der Rekrut kann weder mitgenommen werden, noch begleiten, weil er krank ist.

— Ich kann mich nicht abweisen lassen, und wenn

Sie mir das Quartier nicht zeigen wollen, so werde ich so lange suchen, bis ich es finde.

— In unserm Hause?

— In Ihrem Hause!

— Also für unsern guten Willen, für unsere Menschenfreundlichkeit soll uns noch Gewalt angethan werden?

— Der Dienst, Mamsell Albers, muß gewissenhaft verrichtet werden. Ich kann nicht abgehen, ohne mich überzeugt zu haben, daß es dem Rekruten, der schon zur Armee gehört, rein unmöglich ist, mich zu begleiten.

— Ist denn der Rekrut ein Verbrecher, daß Sie nach ihm spüren wollen?

— Hindern Sie mich ferner nicht, oder ich muß Gewalt anwenden!

— Gewalt in meinem Hause? rief eine Stimme.

Albers, der vom Felde zurückgekehrt, war eingetreten und hatte die letzten Worte gehört. Schon der Anblick der Uniform trieb ihm das Blut zu Kopfe, denn sein erster Gedanke war der an eine Chikane des Landraths.

— Was wollen Sie, Herr Wachtmeister? fragte zitternd der Landmann, der die Reitpeitsche noch in der Hand hielt.

Lottchen erzählte rasch und kurz den Zusammenhang der Dinge.

— Ah, das ist es! rief Albers. Und um zu dem

Kranken zu gelangen, wollen Sie Gewalt anwenden? Sie überschreiten Ihre Befugniß.

— Ich vollziehe den Befehl des Herrn Landraths!

— Und der Herr Landrath ertheilt einen solchen Befehl, weil der Rekrut in meinem Hause liegt. Nicht übel! Sagen Sie Ihrem Commandeur, daß ich ohne ärztliche Erlaubniß keine Seele zu meinem Pflegbefohlenen lasse, von dem jede Erregung fern gehalten werden muß. Ich habe versprochen, den Rekruten dem Staate zu erhalten, und an der Erfüllung dieses Versprechens soll mich weder der Landrath noch sonst Jemand hindern. Der Arzt, nicht der Gensdarm hat das Krankenzimmer zu betreten. Der Kreisphysikus kann den Patienten zurückfordern, weil er mir ihn übergeben hat. Da ich keine Verpflegungskosten beanspruche, habe ich mit dem Landrathe Nichts zu schaffen. Mein Haus ist kein Lazareth, ich bin Herr darin.

Jetzt erschien auch Herzog. Lottchen flüsterte ihm zu, was mit dem Rekruten geschehen sollte.

— Das ist hart! sagte der Hofmeister.

— Nein, es ist Chikane! rief Albers, der sich immer mehr erhitzte. Mir einen Gensdarmen in's Haus zu schicken — wer bin ich denn?

— Ruhig, ruhig, Georg, flüsterte ihm Herzog zu; man will Dir eine Schlinge legen.

Der Gensdarm fragte würdevoll:

— Herr Albers, werden Sie mich in der Ausübung meiner Pflicht hindern?

— Nein, aber ich werde Sie veranlassen, menschlich zu sein.

— Was soll das heißen?

— Daß Sie einem Kranken die zur Genesung nöthige Ruhe gönnen! rief Albers mit starker Stimme. Wenn es sich um ein Menschenleben handelt, müssen Tücke und Bosheit schweigen. Ich durchschaue die ganze saubere Geschichte: Ihr Besuch gilt nicht dem Rekruten, sondern dem Kirchenvorsteher, der in dem Gotteshause zum Aerger der vornehmen Herren seine Pflicht gethan hat.

Herzog trat besänftigend dazwischen.

— Herr Wachtmeister, sagte er, bringen Sie uns auch einen schriftlichen Befehl, und die Angelegenheit wird sich ordnen lassen. Sie begreifen wohl, daß wir Rücksichten zu nehmen haben. Die Vorschriften des Arztes müssen genau befolgt werden, wenn wir uns nicht eine schwere Verantwortung aufbürden wollen.

— Sie werden Befehl erhalten.

Mit diesen Worten entfernte sich der Gensdarm. Die beiden Männer gingen in das Wohnzimmer. Lottchen, zitternd vor Angst und Schrecken, folgte ihnen.

— Ich berichte an die Regierung! rief Albers. Es müßte doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn man

solchen Eigenmächtigkeiten nicht steuern könnte. Das Chikaniren nimmt ja gar kein Ende! Sogar die Ausübung eines Wohlthätigkeits-Aktes benutzt dieser Mann, um mich zu ärgern und zu demüthigen.

— Sei vorsichtig, Georg, der Baron verfährt nicht planlos; er wird Dich des Ungehorsams beschuldigen und Bestrafung verlangen.

— Und ich werde eine strenge Untersuchung fordern!

— Das giebt neue Prozesse.

— Herzog, Du willst mich doch wohl nicht zur Unterwürfigkeit bereden, wenn ich in meinem guten Recht bin? Ich fordere Humanität, und diese zu üben ist auch die Pflicht des Landraths. Bin ich auch ein schlichter Bauer, so besitze ich nicht minder meinen Stolz, als jener Edelmann, dem ich mich in jeder Beziehung zur Seite stelle. Ich bin dem Staate ein nützlicherer Bürger, als er. Sieh' nach, wer mehr Steuern bezahlt — ich oder der Baron. Nein, ich erfülle meine Pflicht, und darum verlange ich auch mein Recht, das mir die Regierung nicht versagen wird. Ich mache der Wirthschaft ein Ende, und wenn es Kopf und Kragen kostet. Man verlangt von mir Ruhe, folglich will auch ich in Ruhe leben. Und damit Basta! Lottchen, gieb mir meine Pfeife!

Lottchen brachte die Pfeife, Herzog das brennende Schwefelholz. Albers ging schmauchend auf und ab. Die

großen Rauchwolken, die er hastig ausblies, verriethen seine heftige Erregung. Herzog und das junge Mädchen standen leise flüsternd am Fenster. Im Zimmer war es bereits stark dämmerig; der Hof ward von dem letzten Abendrothe beleuchtet.

— Der arme Leo sieht noch so blaß und leidend aus! sagte Lottchen mit gedämpfter Stimme. Sorgen Sie dafür, Vetter, daß er in seiner Ruhe nicht gestört werde. Mein Gott, das Regiment wird ja auch bestehen, ohne den kranken Rekruten. Da thut nun der Landrath, als ob die größte Gefahr im Verzug wäre. Wenn sich nur der gute Vater nicht so ärgerte — sehen Sie nur, Vetter, wie ihm die Pfeife in der Hand zittert.

— Ich werde vor Tische noch zu dem Kreisphysikus gehen, der vorhin von einer Reise zurückgekommen ist.

— Vetter, da fällt mir Etwas ein.

— Was denn, mein liebes Kind?

— Es kommt doch Alles auf den Ausspruch des Doctors an . . .

— Natürlich; der Arzt muß wissen, wie es mit der Gesundheit des Rekruten steht. Bescheinigt er, daß Bonhorst das Zimmer hüten muß, so ist der Landrath geschlagen. Aber ich fürchte nur . . .

— Was fürchten Sie denn, Vetter? fragte Lottchen hastig.

— Der Kreisphysikus wird, aus Rücksicht auf den Landrath, die Sache nicht so genau nehmen. Man wird den Rekonvalescenten auf einen Wagen packen und an das nächste Garnisonslazareth abliefern. So, glaube ich, wird die Geschichte verlaufen.

Lottchen hielt beide Hände auf den wogenden Busen gepreßt.

— Das wäre traurig, das wäre grausam! flüsterte sie bestürzt. Können wir denn gar Nichts dagegen thun?

Der Hofmeister, der ebenfalls mit einer heftigen Gemüthserregung kämpfte, zuckte schweigend die Achseln.

— Vetter, da fällt mir ein Mittel ein.

Nachdem sie einen forschenden Blick auf den Vater geworfen, der seine Promenade rauchend fortsetzte und die Anwesenheit der beiden andern Personen vergessen zu haben schien, flüsterte sie dem Hofmeister in das Ohr:

— Vetter, meine Kasse enthält zehn Louisdor — drücken Sie die blanken Goldstücke dem Kreisphysikus in die Hand — er wird schon wissen, was das Geschenk zu bedeuten hat.

Herzog sah überrascht das junge Mädchen an, in dessen Augen Thränen standen.

— Mein liebes Lottchen, fragte er, was bedeutet denn das Geschenk?

— Nichts anderes, als daß der Kranke so lange als

möglich bei uns bleibt. Ja, er muß bleiben, bis er ohne Gefahr für seine Gesundheit reisen kann. In ein Lazareth — ein kalter Schauder überläuft mich, wenn ich das Wort höre. Vetter, bieten Sie Alles auf, um den Doctor für uns zu stimmen — genügen zehn Louisdor nicht, so leihe ich mir von Friedemann noch fünf — es wird schon gehen, das Gold besitzt eine große Macht. Sagen Sie dem Doctor noch, daß ich seiner Frau einen großen Korb voll Butter, Käse und Eier schicken wolle — die Frau Doctorin weiß, daß sie weit und breit so gute Butter, als die unsrige ist nicht bekommt. Und um Neujahr, wenn wir schlachten, werde ich auch frische Wurst schicken . . .

Sie unterbrach sich plötzlich.

— Du lieber Himmel, rief sie erschreckt, indem sie mit der Hand durch das Fenster deutete, da kommt der Gensdarm schon wieder! Wenn er den armen Leo nur nicht gewaltsam fortschleppt.

Herzog hatte nicht Zeit, sich über die Aufregung des hübschen Lottchens lange zu wundern; nachdem er sich überzeugt, daß der Gensdarm wirklich dem Hause näher kam, trat er seinem Freunde entgegen.

— Georg!

— Was giebt's schon wieder? fragte Albers auffahrend.

— Der Wachtmeister kommt.

Albers biß vor Zorn die Lippen zusammen.

— Das ist doch zu arg! rief er, mit dem Fuße stampfend. Was werden die Leute denken, wenn sie diesen Menschen so oft in meinem Hofe sehen.

— Noch einmal bitte ich Dich, rege Dich nicht auf. Höre den Wachtmeister ruhig an, wir werden später überlegen, was zu thun ist. Komme dem tückischen Baron nicht durch ein Benehmen entgegen, das ihm Anlaß zu einer Untersuchung giebt. Nein, diesen Gefallen wollen wir ihm nicht erzeigen. Versprich mir, ruhig zu bleiben.

Albers reichte ihm die Hand und blieb wartend stehen, denn in diesem Augenblicke ließ sich ein Klopfen an der Thür vernehmen.

— Herein! rief er mit donnernder Stimme.

Der Gensdarm erschien.

— Was bringen Sie, Herr Wachtmeister? fragte Herzog, der nur mit Mühe seine Ruhe bewahren konnte.

— Eine Vorladung aus dem Landrathsamte.

— Und diese schickt man mir durch den Gensdarmen? fragte Albers. Der Kreisbote ist der rechte Mann dazu. Geben Sie!

Der Wachtmeister überreichte schweigend das Papier, und ging.

Von Seiten des Landrathsamtes ward Georg Albers aufgefordert, sich am nächsten Morgen zehn Uhr im Bureau

einzufinden. „Erscheint der Geforderte nicht pünktlich, schloß der Befehl, so wird Realcitation verfügt werden.

— Das heißt? fragte Albers.

— Der Gensdarm wird Dich gewaltsam vor das Tribunal schleppen. Der Baron reicht nicht mehr aus, fügte Herzog hinzu, dessen Geduld nun auch zu Ende war — jetzt muß der Landrath herhalten. Das ist doch zu arg!

— Nun rathe mir, Herzog — was soll ich thun?

— Gönne mir Zeit!

— Man behandelt mich wie einen Landläufer, wie einen Menschen, der zum Zuchthause reif ist.

— Der Landrath kann sich dieser Form allerdings bedienen; aber er hätte sie einem angesehenen Manne gegenüber vermeiden müssen. Die abscheulichste Rancüne spricht aus dieser Vorladung.

Lottchen stand am Fenster und weinte still vor sich hin. Die beiden Männer gingen schweigend neben einander auf und ab. Albers rauchte nicht mehr; er hatte seine lange Pfeife in die Ofenecke geworfen. So verflossen zehn unheimliche Minuten.

— Georg, begann der Hofmeister, ich will einen Weg ausgehen.

— Doch nicht zu dem Baron?

— Nein!

— Ernst, betrüge mich nicht! Ich denke nicht an eine gütliche Ausgleichung.

— Ich denke eben so wenig daran. Aber den Rekruten müssen wir vor der Hand behalten; und wäre es auch nur, um dem Herrn da drüben zu zeigen, daß er nicht nach Willkühr schalten und walten kann. Der Kreisphysikus hat auch ein Wort mitzureden.

Herzog nahm Hut und Stock, und ging. Lottchen eilte ihm nach auf die Hausflur.

— Vetter, warten Sie, ich hole die Goldstücke.

— Uebergeben Sie sie dem Doctor selbst, den ich mitbringen werde. Nun aber gehen Sie zu dem Patienten und bereiten Sie ihn auf den Besuch des Arztes vor. Und doch wäre es wohl besser, wenn ich selbst . . .

— Nein, nein, der Weg zu dem Arzte ist wichtiger. In spätestens einer halben Stunde können Sie zurückgekehrt sein, bis dahin will ich Alles besorgt haben.

Herzog verließ das Haus, und schritt rüstig dem Dorfe zu.

— Ueber das Lottchen muß ich mich wundern! murmelte er kopfschüttelnd vor sich hin. Sie ist mitleidig und wohlthätig, das weiß ich; aber die Aufregung, mit der sie von dem Rekruten spricht, ihre Opferwilligkeit, die sie doch das Geld zu Rathe hält, kommt mir seltsam, höchst seltsam vor. Wenn nur die Liebe hier nicht einen

Streich spielt, der mir sehr unangenehm wäre. Der Leo ist ein interessanter, ein hübscher Bursche, und Lottchen . .

Er drückte den Hut tief in das Gesicht und eilte durch die einsamen, dunkeln Gassen des Dorfes, in dessen Häusern die Bewohner bereits Licht angezündet hatten. Lottchen schlich auf ihr Stübchen, holte aus einer Komode zehn Louisdor, die sie sauber in Papier wickelte und in die Tasche steckte, und ging dann über den Korridor nach dem Krankenzimmer. An der Thür blieb sie stehen. Sie überlegte und lauschte.

— Es muß geschehen! flüsterte sie, um sich Muth einzusprechen. Ist mir doch um's Herz, als ob ich ein Verbrechen verüben wollte. Und ich will ja doch nur das Gute, will einem Bedrängten beistehen. In dieser Absicht kann ich schon Abends zu dem jungen Manne gehen.

Die ausgestreckte Hand sank wieder zurück.

— Vielleicht sitzt er noch im Dunkeln! dachte Lottchen. Um ganz sicher zu sein, werde ich Licht holen.

Sie lief nach der Küche. Eine brennende Kerze in der Hand, kehrte sie zurück. Nun klopfte sie leise an die Thür. Es erfolgte keine Antwort. Sie klopfte noch einmal, aber so leise, daß sie, die stark geklopft zu haben wähnte, es selbst nicht hören konnte. Vor ihren Ohren saus'te es wie ein ferner Wind; ihre Hände zitterten.

— Er muß mich doch gehört haben! flüsterte sie. Wenn

ihm nur Nichts zugestoßen ist! Die Zeit vergeht, der Vetter wird zurückkommen —

Sie klopfte so heftig, daß sie erschrack.

Leo öffnete die Thür und ließ das reizende Kind eintreten. Er nahm ihr artig die Kerze aus der Hand und setzte sie auf den Tisch. Lottchen befand sich nun in dem Zimmer, das zu betreten sie Furcht gehabt hatte.

— Herr Bonhorst, wie befinden Sie sich? fragte sie schüchtern.

— Ich fühle mich wohl, recht wohl! Die Kräfte nehmen bei der sorgsamen Pflege, die man mir hier so großmüthig angedeihen läßt, rasch zu. Ach, wie kann ich Ihnen je vergelten, was Sie an mir gethan.

— Es ist nicht wahr, rief Lottchen, Sie befinden sich nicht wohl; Sie sehen sehr bleich und angegriffen aus — Sie können sich ja noch gar nicht wohl befinden. Und wenn es ist, so sagen Sie es wenigstens nicht. Der Landrath will Sie fortschicken, in ein Lazareth, wo Sie schlecht behandelt werden. Vetter Herzog holt den Arzt, der ein Attest schreiben soll . . .

— Man requirirt mich wohl? fragte Leo überrascht.

— Nun ja, der Landrath ist ein böser Mann. Der Arzt muß gleich kommen.

— Diesen Abend noch?

— Freilich! Legen Sie sich zu Bett, oder setzen Sie

sich wenigstens in den Stuhl. Findet man Sie einigermaßen wohl, so packt man Sie morgen auf einen Wagen und fährt Sie fort.

Leo war sehr ernst geworden. Die in Aussicht gestellte Trennung von den guten Leuten fiel ihm schwer auf's Herz.

— Morgen schon! hauchte er kaum hörbar vor sich hin.

— Ja, morgen schon.

— Der Arzt läßt sich nicht täuschen. Ich bin zwar noch erschöpft, fühle mich aber sonst wohl.

— Ihnen gefällt es bei uns nicht mehr . . .

— Fräulein Albers!

— Sie wollen fort, wollen sich eine neue Krankheit zuziehen . . .

— Wie kommen Sie auf diesen Gedanken!

— O, so helfen Sie uns doch, den bösen Plan des Landraths vereiteln!

Sie erschrack, denn sie mußte sich sagen, daß Leo ziemlich wohl aussah. Oder ließ sie sich durch die Furcht vor der Untersuchung täuschen? Was würde sie darum gegeben haben, wenn Leo's Gesicht jetzt recht bleich gewesen wäre.

— Herr Bonhorst, fuhr sie in steigender Angst fort, wir Alle meinen es herzlich gut mit Ihnen — hier schickt Ihnen Jemand — den Namen darf ich nicht nennen — zehn Louisdor — drücken Sie das Geld dem Arzte für seine Bemühungen in die Hand — er wird bescheinigen,

daß Sie noch nicht reisen können, erklärt vielleicht, daß Sie untauglich sind, Soldat zu werden — machen Sie, was Sie wollen — aber sorgen Sie, daß der Landrath, der ein Feind meines Vaters ist, seinen Zweck nicht erreicht. Sehen Sie, nur um den Landrath zu ärgern, müssen Sie bleiben — Sie thun es mir zu Gefallen — ich bitte Sie darum . . .

Leo ergriff gerührt ihre Hand.

— Könnte ich doch viel, recht viel für Sie thun! sagte er mit tiefer Empfindung. Der eifrige Landrath will mich zu dem Regimente schicken . . .

— Um meinen Vater zu ärgern! rief Lottchen hastig.

— Nun, so will ich Alles aufbieten, um hier zu bleiben.

— Es wird schon gelingen.

— Ich werde klagen und seufzen, daß der Doctor mich für todtkrank halten soll.

— Aber vergessen Sie auch das Geld nicht.

— Es soll als letzte Waffe benützt werden; jedoch nur unter einer Bedingung.

— Und die wäre?

— Daß Sie mir offen sagen, ob ich Ihnen wirklich einen Dienst leiste . . .

— Mein Wort darauf! sagte Lottchen feierlich. Mein guter Vater ist so böse über das Benehmen des tückischen

Nachbars, daß ihm die Pfeife nicht schmeckt. O, es wäre köstlich, wenn wir den Sieg davon trügen.

— Und nun, mein liebes Fräulein, wer ist die großmüthige Seele, die mir das Geld sendet? O, so theilen Sie es mir mit. Vielleicht Sie selbst . . .

— Nein, nein!

— Ihr Bruder.

— Wohl möglich; aber ich bin es nicht, gewiß nicht! Auf Wiedersehen, Herr Bonhorst!

Sie entwand ihm ihre Hand und schlüpfte aus dem Zimmer. Draußen, auf dem dunkeln Corridor, blieb sie stehen.

— Gott sei Dank, flüsterte sie, daß es vorüber ist! Er wird doch den wahren Grund nicht herausmerken — die Feindschaft zwischen meinem Vater und dem Baron kommt mir recht gelegen. Aber, daß er nicht sogleich auf meinen Vorschlag einging? Nun, mir zu Liebe will er ja Alles aufbieten, und so hoffe ich, daß er noch eine Zeit lang bleiben wird.

Lottchen huschte die Treppe hinab. Sie zweifelte nicht mehr an dem Gelingen des Unternehmens, da sie ihren Goldstücken eine große Gewalt beilegte, und Vetter Herzog that ja das Seinige auch, um den Arzt zu gewinnen. Nun traf sie die Vorbereitungen zu dem Abendessen. Aengstlich lauschte sie auf jedes Geräusch. Nach einer Viertelstunde

ging die Hausthür. Lottchen trat mit einer Zinnlampe aus der Küche. Herzog war mit einem Manne eingetreten; aber dieser Mann war nicht der Kreisphysikus. Der Hofmeister hatte es sehr eilig; er führte den Fremden sofort in das Wohnzimmer zu dem Vater. Lottchen kehrte zu ihrer Beschäftigung zurück, sie wußte ja, daß ihr der Vetter später Aufklärung geben würde.

Albers sah den Fremden erstaunt an.

— Ah, rief er, Herr Advokat, was führt Sie aus der Stadt in unser Dorf?

— Geschäfte, Herr Albers, Geschäfte.

— Doch nicht mit mir? fragte der Landmann, dessen Gesicht sich in die Falten des Verdrusses gelegt hatte.

— Nun, Herr Herzog eröffnete mir die Aussicht dazu.

— Sie wissen, mein lieber Herr, daß ich die Prozesse hasse, gründlich hasse.

— Georg, sagte der Hofmeister, es handelt sich nicht um einen Prozeß . . .

— Ich kann mir keinen Advokaten denken, ohne den Begriff „Prozeß" damit zu verbinden. Sie haben, Herr Krafft, den meinigen gegen den Baron glorreich verloren.

Herr Krafft versicherte, daß kein Rechtsanwalt der Welt mehr Glück gehabt haben würde, als er.

— Lassen wir Das, sagte Albers mürrisch; ich habe gezahlt, und damit Basta. Was führt Sie zu mir?

— Ein Banquier hat mir zwei Wechsel zum Incasso übergeben . . .

— Herr, ich habe keine Wechsel ausgestellt!

— Nein, Sie nicht; wohl aber der Herr Baron von Kirchhaus, Ihr Gegner. Morgen früh wollte ich meine Papiere dem Aussteller präsentiren. An der Schenke traf ich zufällig unsern Freund Herzog, dem ich den Zweck meiner Reise mittheilte, und von ihm erfuhr ich, daß ich Ihnen vielleicht einen Dienst leistete, wenn ich Ihnen die Wechsel zum Kaufe antrüge.

Albers zuckte heftig zusammen. Seine Augen unter den buschigen Brauen vergrößerten sich und schossen glühende Blicke.

— Wie hoch beläuft sich die Summe? fragte er rasch.

— Auf zehntausend Thaler.

— Was meinst Du, Georg? fragte Herzog. Das Geld geht nicht verloren, denn es ist Deckung genug vorhanden . . .

— Ich kaufe die Wechsel! rief Albers, ohne zu überlegen.

— Gut, dachte Herzog, nun brauchen wir den Kreisphysikus nicht.

Eine Viertestunde später war das Geschäft abgemacht Albers besaß die beiden Wechsel des Barons, und der Advokat hatte gute Staatspapiere in seinem Portefeuille.

Als Friedemann gegen acht Uhr heimkehrte, fand er den Vater ruhig, selbst heiter. Nach Tische fragte Lottchen den Hofmeister:

— Wo bleibt der Arzt?

— Wir brauchen ihn nicht mehr.

— Vetter, der Landrath setzt seinen Willen durch . . .

— Beruhigen Sie sich, mein Kind, der strenge Mann wird so zahm sein, wie wir es wünschen. Vor der Hand behalten Sie Ihre Goldstücke, Sie können sie später besser verwenden.

Friedemann verbrachte die letzten Abendstunden bei Leo. Beide junge Männer hatten sich lieb gewonnen und Freundschaft geschlossen. Als Friedemann sich entfernen wollte, sagte der Rekrut:

— Nehmen Sie Ihre Goldstücke zurück, lieber Freund.

— Was für Goldstücke?

Leo erzählte, wie er zu dem Golde gekommen.

— Ich kann es nicht über mich gewinnen, schloß er, so große Opfer von Ihnen anzunehmen. Leugnen Sie nicht, Sie sind der großmüthige Geber.

— Wahrhaftig, es ist mir nicht in den Sinn gekommen! rief Friedemann. Aber legen Sie doch nicht so großes Gewicht auf eine so kleine Summe, die der Rede nicht werth ist. Gönnen wir meiner guten Schwester die Freude über den harmlosen Scherz. Ich gebe Ihnen den wohl-

gemeinten Rath: nehmen Sie Ihre Louisdor mit zu dem Regimente und lassen Sie den Kreisphysikus ohne Honorar abziehen. Ich weiß aus Erfahrung, daß das Soldatenleben nur dann erträglich ist, wenn man es aus Privatmitteln ein wenig würzen kann. Gute Nacht, Freund Leo. Morgen Abend lesen wir die Scene zwischen Karlos und Posa.

Als er sein Zimmer betreten hatte, rief er lachend aus:

— Ich wette, daß Lottchen den wirklich interessanten Schauspieler gern hat! Ist das eine wunderbare, verworrene Geschichte: von allen Seiten drängt sich das lustige Völkchen der Komödianten in unsere Kreise. Meiner Antonie steigen sie Nachts in das Gartenhaus, um ein Unterkommen zu finden, und hier rückt der dramatische Künstler als Rekrut ein, um unserm Lottchen den Kopf zu verdrehen. Wie werden sich alle diese Wirren noch lösen? Mir scheint, Lottchens Liebe zu dem Schauspieler ist nicht so gefährlich, wie die meinige zu der Tochter des Barons. Viel Glück, Lottchen! Ein Schauspieler ist ein eben so achtenswerther Mann als ein Landwirth.

Am folgenden Morgen begannen die Geschäfte wie jeden Tag. Es war kalt. Die Nacht hatte einen starken Reif gebracht, den die höher steigende Sonne erst wegzulecken vermochte. Albers und Herzog ließen die Pferde satteln und machten einen Ritt nach den Steinbrüchen, in denen

fleißig gearbeitet ward. Als sie um Mittag zurückkamen, begegnete ihnen der Baron, der sich durch einen Spaziergang Appetit verschaffen wollte. Die beiden Reiter grüßten, indem sie die Hüte zogen. Der Edelmann nickte nachlässig mit dem Kopfe.

— Er würdigt uns kaum eines Dankes! meinte Herzog.

— Nur Geduld, der Stolze soll bald zu Kreuze kriechen.

— Ich bin neugierig, wie weit er's treiben wird.

— Ernst, es ist mir lieb, daß ich die Wechsel gekauft habe.

— Das wußte ich, und darum brachte ich den Advokaten mit, dem es lieb war, daß er das Geschäft so rasch ordnen konnte.

— Wenn aber der Baron das Geld beschafft? fragte Albers.

— Das fürchte ich nicht. Du siehst, der Banquier giebt ihm keinen Credit mehr — an wen soll er sich wenden?

— An den Grafen von Biberstein, der sein Freund geworden zu sein scheiut.

— O, der Graf, dieser Filz erster Klasse! Er leiht nur Geld, wenn er eine vierfache Sicherheit erhält, und die Freundschaft ist ihm keine Garantie. Biberstein läßt es geschehen, daß man den Baron in Wechselhaft bringt. Die übrigen Gutsbesitzer in unserer Gegend sind ohne

Ausnahme dergestalt verschuldet, daß sie mit eigener Noth weidlich zu kämpfen haben.

Zu Hause war Nichts vorgefallen. Heute nahm Leo zum ersten Male das Mittagsessen mit der Familie ein. Albers begrüßte den jungen Mann herzlich und wünschte ihm Glück zur Genesung. Herzog war still geworden; er sprach, ganz gegen seine Gewohnheit, nur wenn er gefragt wurde. Aber verstohlen beobachtete er den Rekruten und, wie es schien, nicht ohne Wohlgefallen. Dem aufmerksamen Lottchen entging dies nicht, und wenn sie den gefälligen Vetter nicht längst geschätzt hätte, heute würde sie ihn recht lieb gewonnen haben. Leo zeigte sich als einen taktvollen, fein gebildeten jungen Mann, von dem selbst der strenge Albers sagte, als er sich mit seinem Freunde nach Tische allein befand, daß er wünsche, Friedemann nähme sich ihn zum Vorbilde.

— Ja, ja, murmelte Herzog, dieser Bonhorst hat eine gute Erziehung genossen, man sieht es ihm an.

— Und weil ich ihn verpflege, weil wir ihn gern behalten, will ihn der Baron fortschaffen — o, es ist empörend.

Zwei Uhr Nachmittags war vorüber. Albers hatte so eben seine Pfeife angezündet und empfing von Lottchen eine Tasse duftenden Kaffee's, als sich Säbelgeklirr auf der Hausflur vernehmen ließ.

— Ah, rief Herzog, der Landrath regt sich!

— Großer Gott! flüsterte Lottchen bestürzt. Da ist der entsetzliche Mensch schon wieder.

— Ruhig, mein Kind, der Mann mit dem rothen Schnautzbarte und dem großen Säbel, der nur rasselt, aber nicht haut, ist uns nicht gefährlich. Wir besitzen Waffen, die noch wirksamer vertheidigen, als eine Batterie Kanonen.

Der Gensdarm trat ein, nachdem er angeklopft hatte.

— Was giebt's? fragte der Landwirth ruhig und kurz.

— Herr Albers, Sie sind der Vorladung des Landraths nicht gefolgt, die ich Ihnen gestern überbracht habe.

— Weil es mir an Zeit gebricht, mich den Launen Ihres gestrengen Herrn zu fügen. Werde noch zeitig genug erfahren, was man von mir will.

— Ich fordere Sie auf, mir zu folgen.

— Kann nicht, Herr Wachtmeister . . .

— So muß ich Sie verhaften!

Lottchen stieß einen lauten Schrei aus.

— Vater! Vater! rief sie.

Albers schob seine Tochter sanft bei Seite.

— Verhaften, sagte er ruhig; und was habe ich verbrochen?

— Das wird Ihnen der Herr Landrath sagen. Zwingen Sie mich nicht, Gewalt anzuwenden . . .

— Gut, ich folge Ihnen; aber nur als Ihr Arrestant.

Während Albers sich ankleidete, sein Taschenbuch zu sich steckte und Hut und Stock ergriff, beruhigte Herzog das weinende Lottchen.

— Ich bin fertig, Herr Wachtmeister! Soll der Arrestant folgen oder vorangehen?

— Wie es Ihnen beliebt.

— So gehe ich voran. Aber wir nehmen den Weg durch das Dorf, damit die Leute den Verbrecher sehen.

Albers küßte sein Lottchen, reichte dem Freunde die Hand und ging. Auf der Hausflur trat ihm Friedemann entgegen.

— Wohin, Vater?

— Zu dem Landrathe. Ich bin Arrestant.

Der junge Mann erbleichte. Wie niedergeschmettert starrte er dem Vater nach, der ruhig über den Hof ging und durch das große Thor verschwand. Einzelne Knechte und Mägde traten zusammen, um gegenseitig ihre Vermuthungen über die Begleitung auszusprechen, die der gefürchtete Landrath dem braven Herrn gegeben hatte. Und so ging es in dem Theile des Dorfes, durch den der Weg nach dem Schlosse führte. Man war der Meinung, Albers sei des Vorfalls in der Kirche wegen arretirt, denn die Bauern wußten, was es zu bedeuten hatte, wenn der Wachtmeister Jemandem dicht auf den Fersen ging. Friedemann wollte

dem Vater nacheilen. Herzog hielt ihn aber mit den Worten zurück: „Er wird nicht lange ausbleiben; es hat Nichts, gar Nichts zu sagen."

Albers hatte das Vorzimmer des Landrathsamtes erreicht. Er mußte länger als eine halbe Stunde warten, ehe er vorgelassen ward. Aber seine Geduld war nicht erschöpft, er hätte noch eine zweite halbe Stunde gewartet, ohne zu murren, denn nach der ihm gewordenen Behandlung wollte er seine Rache bemessen. Endlich ward er in das Kabinet geführt, in welchem der Landrath arbeitete. Als er seinen Feind erblickte, stieg ihm doch das Blut ein wenig zu Kopfe, und als der Gensdarm ihm den Stock abnahm, mit dem vor dem Landrathe zu erscheinen nicht gestattet war, zitterte ihm die Hand. Der Baron ließ seinen Nachbar noch einige Minuten stehen, denn er hatte noch eine Notiz in ein Aktenstück zu machen.

— Ist Albers da? fragte er, als ob er die Ankunft des Mannes nicht bemerkt hätte, ohne aufzusehen.

— Ja, Herr Landrath! antwortete der Gensdarm, der wie eine Bildsäule neben der Thür stand.

— Näher treten!

Albers trat ruhig an das Schreibepult.

— Sie sind ungehorsam gewesen.

— Nein.

— Ich muß das wissen! fuhr der Baron auf. Sie haben sich diesen Morgen nicht gestellt.

— Weil ich nicht Zeit hatte. Doch gleich viel, ich bin nicht hier gewesen . . .

— Dafür zahlen Sie fünf Thaler Ordnungsstrafe, die, wenn sie binnen zwei Tagen nicht abgeführt sind, exekutorisch eingetrieben werden.

Albers zog ruhig seine Börse und legte fünf Thaler auf den Tisch.

— Ich bezahle stets baar, sagte er dabei; die Androhung der Exekution war überflüssig. Ich bitte um Quittung.

— Mein Kopist wird sie ausstellen. Nun zu dem zweiten Falle. Sie haben sich dadurch, daß Sie meinem Gensdarmen den Zutritt zu dem Rekruten, der bei Ihnen im Quartier liegt, verweigert haben, einer sträflichen Renitenz schuldig gemacht.

— Herr Baron, zu einem Kranken schickt man einen Arzt . . .

— Mir steht die Wahl zu, nicht Ihnen! fuhr der Baron auf.

— Gut, sie soll Ihnen zustehen. Demnach bin ich für die Gesundheit des Rekruten nicht mehr verantwortlich.

— Sie räumen also ein . . .

— Alles, Alles, Herr Landrath. Ich räume auch ein,

daß ich in der Kirche den Störern des Gottesdienstes Ruhe geboten habe.

— Bleiben wir bei der Sache.

— Wie Sie befehlen.

— Sie haben sich mehr als ein Mal der Widerspenstigkeit gegen die Obrigkeit schuldig gemacht, und um endlich die Autorität derselben wieder zur Geltung zu bringen, darf ich den letzten Fall nicht ungeahndet hingehen lassen.

Nun mußte ein Sekretair kommen und das Protokoll vorlesen, das alle von dem Gensdarmen angegebenen Inzichten enthielt. Albers hatte, die Hand an das Kinn gelegt, aufmerksam zugehört.

— Nun, sagte er, die Vorfälle sind zwar in sehr starken Ausdrücken geschildert, um mein Vergehen um so sträflicher hinzustellen — es ist dies so Brauch bei den Herren von der Feder, sie machen aus der Mücke einen Elephanten; aber ich gebe doch zu, daß ich den Gensdarmen abgewiesen und einen Arzt verlangt habe. Und dies hätten Sie mit wenig Worten sagen können. Zum Schluß heißt es, ich habe die Kosten der Verhandlung zu tragen . . .

— Ruhe! befahl der Baron. Antworten Sie, wenn Sie gefragt werden! Resolviren Sie, Herr Sekretair, drei Tage Gefängniß und legen Sie mir die Resolution zur Unterschrift vor.

Der Sekretair ging in das anstoßende Zimmer, dessen Glasthür er offen ließ.

— Bin ich nun fertig, Herr Baron? fragte der Landmann.

— Sobald Ihnen das Erkenntniß vorgelesen ist. Von diesem Augenblicke an haben Sie es mit dem Sekretair zu thun. Wachtmeister, führen Sie den Inculpaten ab.

Der Gensdarm rasselte mit dem Säbel. Der Baron wollte das Kabinet verlassen.

— Bleiben Sie, Herr Landrath, ich bitte! rief Albers.

— Wir sind fertig. Dort ist mein Sekretair!

— Bezahlt der Sekretair auch Ihre Wechsel, Herr Landrath?

Der Baron hatte bereits die Thür geöffnet; er blieb stehen.

— Mann, sind Sie wahnsinnig? rief er mit bebender Stimme.

— Ich bin bei klarem Verstande, hochgeborener Herr, und möchte, ehe ich in das Gefängniß wandere, meine Angelegenheiten ordnen. Geben Sie Ihrem Sekretair Auftrag, mir zehntausend Thaler auf Grund zweier guter Wechsel, die Sie Ihrem Banquier ausgestellt haben, zu zahlen, so haben wir Nichts mehr mit einander zu schaffen. Erhalte ich mein Geld nicht auf der Stelle, so trägt mein Advokat, er heißt Krafft, morgen früh auf Wechselhaft an.

Ich werde im Gefängnisse des Landrathsamtes, der Herr Landrath wird im Schuldgefängnisse brummen. Kann der Inculpat jetzt gehen, Herr Landrath?

Albers, der auf diesen Moment lange gewartet hatte, zitterte vor Aufregung am ganzen Körper; er mußte sich auf die Ecke des Tisches stützen. In dem Büreau herrschte eine Todtenstille, denn sämmtliche Schreiber hatten die Donnerworte des Arretirten gehört. Der Baron war leichenblaß geworden. „Gehen Sie, rief er, hier ist nicht der Ort, Privatangelegenheiten zu verhandeln. Sollten sich wirklich Papiere, wie Sie sie andeuten, in Ihre Hände verirrt haben, so präsentiren Sie sie mir morgen, und die Zahlung wird nicht auf sich warten lassen.

— Sie wissen, wo Ihre Papiere zu finden sind, rief Albers; bis morgen Mittag gebe ich Frist, nicht eine Minute länger. Ich habe zu fordern, Sie sind schuldig! Und damit Basta!

Stolz schritt er an dem Wachtmeister vorüber und verließ das Schloß. Die erste Gluth seiner Rache war gekühlt, er fühlte sich leicht — der Edelmann, der ihn vor seinen Leuten, vor den Dorfbewohnern gedemüthigt, hatte die empfindlichste Strafe dafür empfangen, die ihn treffen konnte.

— Poche Du auf Deinen Stand, dachte er bitter lächelnd; der Bauer pocht auf seinen Geldsack. Wollen doch

sehen, was am lautesten klingt. Ja, das Geld, das liebe Geld ist ein gewaltiges Ding! Es ist sonst nicht meine Art, die Leute zu drücken; aber diesem Treiben des Hoch- und Uebermuthes durfte ich nicht länger mit zusehen. Der Mann muß zahm werden, ganz zahm; und kann ich noch einige seiner Papiere aufkaufen, so kaufe ich, wenn ich auch einige tausend Thaler verliere. O, der Bauer hat auch seinen Stolz!

Mit leuchtenden Blicken betrat er seinen Hof und sein Haus. In der Wohnstube erzählte er, was vorgefallen. Lottchen jauchzte auf vor Freude; der arme Friedemann stand wie vom Blitze getroffen.

— So ist es recht, sagte Herzog. Dieser stolze Baron hatte längst eine derbe Lection verdient, und Du hast sie ihm gegeben, Freund. Unser Nachbar gehört zu den Leuten, die fürchten müssen, wenn sie ruhig bleiben sollen.

— Vater, wagte Friedemann einzuwenden, die Existenz des Landraths steht auf dem Spiele!

— Mag sie, antwortete der gekränkte Mann: der Landrath hätte mich längst von Haus und Hof getrieben, wenn es ihm möglich gewesen wäre. Ich habe lange geschwiegen, lange geduldet, habe manche schlaflose Nacht gehabt — jetzt, da er unter dem nichtigsten Vorwande meine Freiheit antastet, wehre ich mich meiner Haut. Laß die

Pferde satteln, Herzog, wir wollen einen Ritt durch das Feld machen. Du, Friedemann, magst uns begleiten.

Schon nach einer Viertelstunde verließen die drei Reiter das Dorf. Albers schlug den Weg nach dem Forste ein, der Walesrode von Hochstädt trennt.

Lottchen eilte zu ihrem Rekonvalescenten. Diesmal klopfte sie rasch und entschieden an die Thür.

— Nun ist Alles gut! rief sie eintretend. Mein Vater hat mit dem Landrathe gesprochen und er wird Sie ferner nicht belästigen. Sie werden, wenn Sie wollen, den ganzen Winter bei uns bleiben können!

Leo sah mit einem schmerzlichen Erstaunen die frohe Erregung des hübschen Mädchens, dessen zarte Wangen in Purpurröthe glüheten. Das war nicht die gewöhnliche Theilnahme, das war die erwachte Liebe. Der Rekrut war scharfsichtig genug, den Herzenszustand Lottchens zu erkennen, er hatte die ganze Nacht, den ganzen Tag darüber nachgedacht; die Zweifel, die er selbst angeregt, waren jetzt verschwunden. Sein ehrlicher Sinn sträubte sich dagegen, das Wachsen einer Neigung zu befördern, deren Befriedigung die Verhältnisse riesengroße Hindernisse entgegenwälzten. Er hielt es für den sprödesten Undank, die Herzensruhe seiner freundlichen Wohlthäterin zu stören und dadurch zugleich dem Vater und dem Bruder Kummer zu bereiten. Wußte er doch aus Erfahrung, daß die erste

Liebe schwer zu bekämpfen und die Unterdrückung derselben ein großes Unglück ist.

Ihre Freude wich einer jähen Bestürzung, als Leo sie schmerzlich anblickte, ohne zu antworten.

— Es ist Ihnen wohl nicht lieb? fragte sie ganz leise.

Er zog ihre kleine Hand an seine bebenden Lippen.

— O wie rührt mich Ihre Sorge, Ihre liebevolle Theilnahme! rief er aus. Ich finde die Worte nicht, die geeignet sind, Ihnen die Dankbarkeit so auszudrücken, wie ich sie empfinde. Nächst Gott verdanke ich Ihnen mein Leben, das in großer Gefahr schwebte. Ich weiß Alles, ich erkenne den ganzen Umfang meiner Schuld gegen Sie an — aber wollen Sie Ihr gutes Werk vollenden, so erlauben Sie mir, daß ich reise, sobald der Arzt nicht Einwendung mehr dagegen erhebt. Ich scheide mit schwerem Herzen, aber ich muß scheiden.

Sie schlug ihr großes, hellblaues Auge langsam auf und fragte:

— Was treibt Sie denn, Herr Bonhorst?

— Der Wunsch, mein liebes Fräulein, die alte Ordnung der Dinge in Ihr Haus zurückkehren zu sehen . . .

— Nichts weiter?

— Und die Liebe zu meiner armen Mutter, für die ich eine wichtige Mission zu erfüllen habe. Die Krankheit hat mich leider schon zu lange daran gehindert.

— Der letzte Grund ist so triftig, daß ihn mein guter Wille nicht anfechten kann.

— Halten Sie ihn für keinen Vorwand, fügte Leo eifrig hinzu. Schon während des Marsches fühlte ich mich krank; aber ich schwieg, um M. zu erreichen, weil ich dort den Auftrag meiner Mutter ausrichten sollte. Bis hierher hatte ich mich fortgeschleppt — da ward die Krankheit zu mächtig, und ich mußte nothgedrungen die Reise unterbrechen.

— So reisen Sie denn . . .

— Mein liebes Fräulein, Sie halten mich für undankbar!

— Die Mutter hat das erste Anrecht auf die Liebe des Sohnes . . .

— Ich werde Sie nie, nie vergessen!

— Mein Gott, das forde ich ja nicht. Ich bin wohl zu weit gegangen — habe mich nicht recht ausgedrückt — glauben Sie mir, ich wollte Ihnen keinen Zwang auferlegen . .

Sie konnte nicht weiter sprechen, heftiges Weinen erstickte ihre Worte. Lottchen war nicht gewandt genug, auch wohl zu schwach, das, was in ihr vorging, zu verbergen. Sie fühlte das und verließ in einer schmerzlichen Erregung das Zimmer. Auch Leo kämpfte mit einem heftigen Gefühle, das er vergebens zu unterdrücken suchte; der feste Vorsatz, sobald als möglich abzureisen, war

schwankend und Lottchen war für ihn von großer Bedeutung geworden. Er warf sich in den Sessel, den das sorgende Mädchen für den kranken Gast hatte herbeischaffen lassen, und dachte über seine Lage nach, die ihm nach dieser Scene in einem andern Lichte erschien. Seine Ehrlichkeit erlag einer Anschauung der Dinge, die sich auf die in dem jugendlichen Herzen erwachte Liebe basirte.

Die drei Reiter wollten den Forst verlassen, um über das Feld nach den Steinbrüchen zu gelangen, als ihnen ein Wagen im raschen Trabe entgegenkam.

— Die Equipage des Barons, sagte Herzog; sie fährt nach Walesrode, zu dem Herrn von Biberstein. Und wie der Kutscher die Pferde treibt! Da ist Gefahr im Verzuge!

Der Wagen war näher gekommen. Friedemann erkannte Antonien die still und ernst neben dem Vater saß. Als sie die Reiter bemerkte, bedeckte sie ihr Gesicht mit dem Tuche; es schien, als ob sie weinte. Grüße wurden nicht gewechselt. Der Baron starrte düster vor sich hin, er hatte die Vorüberreitenden nicht gesehen. Dem armen Friedemann wollte das Herz zerspringen. Nachdem er zu Hause angekomnen, verschloß er sich in seinem Zimmer. Er nahm nicht Theil an dem Abendessen, bei dem Lottchen, wir müssen es berichten, mit der gewohnten Unbefangenheit und Freundlichkeit die Wirthin machte. Den Grund dieser verwandelten Gemüthsstimmung werden wir bald erfahren.

Zehn Uhr war vorüber, als Friedemann, in seinen Mantel gehüllt, über Feld und Wiese nach dem Gartenhäuschen des Barons schlich. Er kam an. Das Fenster war geöffnet, die Strickleiter hing an der Mauer. Leicht und gewandt schwang er sich empor in das Stübchen. Antonie, die träumend in dem Sopha gesessen, fuhr auf.

— Bist Du es, Friedemann?

— Ich bin es, Antonie.

Sie warf sich an seine Brust und schluchzte:

— Rette Dir die Braut: Morgen früh bringt man mich nach der Stadt zu dem Fräulein von Biberstein, wo auch der Graf sich aufhält. Man zwingt mich durch die raffinirtesten Mittel, die Frau dieses Mannes zu werden. Ich habe eine unwürdige, grausame Behandlung erduldet, als ich Einsprache erhob. Frage jetzt nicht weiter, wir müssen handeln, ehe es zu spät wird.

— Und was willst Du, daß geschehen soll?

— Ich reise nach K. zu Emmy von Saint-Georges, von der ich heute einen Brief erhalten habe.

— Und was wird aus mir?

— Frage Dein Herz, Deinen Muth . . .

— So begleite ich Dich.

— Ehe der Tag graut, müssen wir auf der Reise sein. Trennen wir uns jetzt, um die Vorbereitungen zu treffen.

— Um sechs Uhr hole ich Dich hier ab.

Nach einer raschen, stürmischen Umarmung schwang sich Friedemann aus dem Fenster. Er lief quer über das Feld nach der Teichmühle. Konrad, der Sohn des Müllers, hatte die Nachtwache. Beide Freunde gingen eine Viertelstunde in dem Hofe der Mühle, eifrig plaudernd, auf und ab.

Friedemann eilte nach der väterlichen Besitzung zurück. Mit dem Schlage sechs Uhr stand er an der Mauer des Gartenhäuschens. Aus dem Fenster flog ein großes, weißes Bündel herab. Dem Bündel folgte Antonie auf der Strickleiter. Die Liebenden sprachen kein Wort. Friedemann, das Bündel auf dem Rücken und die zitternde Braut am Arme, schritt über das Feld, bis er eine einsam stehende Eiche erreichte. An dem Stamme des riesigen Baumes hielt ein leichter, mit Leinwand überspannter Korbwagen. Die Flüchtlinge stiegen ein. Konrad trieb das kräftige Mühlpferd an und der Wagen rollte der aufgehenden Sonne entgegen, deren erstes Glühen sich an den fernen Bergen bemerkbar machte.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Umlauf & Lüder in Leipzig.